



Inhalt: Die Debrities. Von Th. Raeder (mit Illustration von Paul Grot' Johann). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenkrope. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Aschenbrödel (zu dem gleichbenannten Bilde von Paul Meyerheim). — Erbauung (zu dem gleichbenannten Bilde von Gustave de Jonghe). — Arzt und Autor. Novelle von Ernst Eckstein. — Der Halschmuck. Von Dr. Georgens (mit Abbildungen). — Erinnerungen. Von Karoline Bauer. — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösung des Rebus Seite 296. — Charade. — Rebus. — Correspondenz.



Die Devrients.

Es war im Sommer 1852; die große Weltausstellung an der Themse mit ihren gewaltigen industriellen und künstlerischen Eindrücken und Einflüssen wirkte noch immer in Englands Hauptstadt nach, die britische Nation hatte sich in vielen Beziehungen als die mächtigste und erfindungsreichste bewährt; von allen Orten her hatten die Ausländer sich eingefunden, und das Bewußtsein der Welt über die Bedeutung Londons war zusehends gestiegen. Aber im Juni dieses Jahres war es nur ein kleines, höchst elegantes, mit allem englischen Comfort ausgestattetes Theater, das St. James Theater, welches die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, der hohen und höchsten Gesellschaft, der Literatur und Kunstcapacitäten auf sich lenkte, seine Räume trotz der glühenden Hitze allabendlich gefüllt sah und von begeistertem Beifalle wiedertönte. Keine Engländer spielten dabelbst; keine sogenannte Staatsaufführung Shakespearescher Stücke fand statt, keine Pantomime, sonst das Entzücken der Engländer, gaulte die Wunder decorativer Kunst vor — nein: ein kleines Häuflein deutscher Mimen

bildete den mächtigen Magnet. Sie waren es, die es gewagt hatten, über den Kanal zu kommen und den erstaunten Blicken englischer, fremder und landsmannschaftlicher Zuschauer die poetischen Gestalten eines Schiller, eines Goethe, ja auch Shakespeares selbst vorzuführen. Und durstten sie es etwa nicht? Deutschland hatte sich, der englischen Nation und der ganzen Welt in der Literatur, wie auf der Bühne den größten Dramatiker wieder erobert. Die Verdienste Goethes, Schlegels, Tiecks um das Verständniß und die Wiedererweckung Shakespeares waren den Gebildeten in England geläufig, und eben erst hatte ein Gervinus dem großen Dichter durch seine tiefen Shakespeare-Studien wieder ein Ehrendenkmahl errichtet, das jenseits des Kanals große Bewunderung hervorrief. Mit um so größerer Spannung sah man den Aufführungen der Deutschen entgegen. Schon hatten Egmont und Don Carlos, Rabale und Liebe, und Faust Bresche gelegt in das Vorurtheil, als gäbe es nur eine französische oder nur eine englische Schauspielkunst, da verkündigten die Zeitungen und Placate und auf den zierlichen parfümirtenzetteln, die im Theater vertheilt wurden, war zu lesen: Hamlet, Trauerspiel von Shakespeare, übersetzt von Schlegel. Hamlet: Herr Emil Devrient.

Welch' eine Elite der englischen Gesellschaft fand sich an jenem Abend im St. James Theater ein, an der Spitze der Hof, die gefeierte Königin Victoria mit ihrem deutschen Gemahle, dem Prinzen Albert; zur Seite die geistvolle schöne Tochter, die einige Jahre später durch den preussischen Kronprinzen im Deutschen Reich ihr zweites Vaterland finden sollte; die Herzoginnen von Kent, von Cumberland; da sah man die fremden Gesandten, Ritter von Bunsen als Vertreter Preußens, da Carlyle, den Biographen Schillers, Bulwer und Dickens, Lord Climesmore, den Uebersetzer des Faust, und vor allem auch die berühmtesten Hamletdarsteller, die damals England aufzuweisen hatte: Charles Kean, Charles Kemble und Young. Sie waren selbst in dieser größten aller schauspielerischen Aufgaben groß geworden durch geniale Vorbilder, durch die eigenen Väter, durch Edmund Kean und John Kemble, die ihrerseits wieder sich an Vorbilder anlehnten, welche bis auf die Zeiten des großen Dichters zurückgingen. In dieser Tradition, in England durch den Mangel eigentlich stabiler Theater geschaffen und bewahrt, gab es Typen, Griffe und Auffassungen, von denen nicht oder nur wenig abgewichen wurde. Die Eigenheit der Tradition ist bekannt; im Allgemeinen lähmt sie die schöpferische

Kraft der Phantasie, die Freiheit der Action und führt zu Selbstsamkeit, die in der modernen Kunst vollständig antiquirt erscheinen müssen, z. B. die Vertretung des Narren in König Lear durch eine Dame. Für die Engländer war Hamlet traditionell der trauernde, vergrämte, fauertöpfische Prinz in schwarzer Tracht, dem man bei seinem Mangel aller Energie gar nicht besonders hold sein mochte. Das Ideal der Engländer war viel eher die Thakraft eines Richard III., gleichviel, ob dieselbe auch von Verbrechen zu Verbrechen schritt. Buchstäblich genaue auf Burchadde und Garrick zurückgehende Verkörperung des Hamlet, weiche fette Körperfülle, welche durch Ruhe und Unbeweglichkeit erzeugt wird, und knapper Athem in der höchsten Leidenschaft waren für die freien an Natur und Luft gewöhnten Herren des schönen Eilandes ebensowenig anziehende Eigenschaften.

Da schuf ihnen Emil Devrient ein vollständig neues und unendlich reizvolles Bild dieses Königssohnes, den träumerischen Dänenprinzen, das Haupt blond umwallt, geistvoll in den Zügen, milden Auges, edel, herrlich, lancirt in der Gestalt, voll Adel in Gang und Bewegung: ein hellstrahlender reiner Stern in der nächtigen verbrecherischen Umgebung am Königshofe zu Helsingör; nicht ausschließlich der Grübler, der nur mit seinem Geiste noch verkehrt; vielmehr der ächte Nachkomme des gemordeten Königs, von dem es heißt: Nehmt Alles nur in Allem, er war ein Mann. Er war der durch Wesen und Erscheinung berechnete Thronprätendent, noch besonders geadelt durch die Tiefe seines Herzens und seines Geistes, deshalb mit sich ringend ob der Wahrheit dessen, was um ihn herum vorging, und diese Klagen ausströmend in den empfindungsvollsten Worten, in Tönen, die aus dem Gemüthe quellend auch das Herz wunderbar stimmen und ergreifen mußten.

Ein ungeheurer Enthusiasmus bemächtigte sich bei dieser Aufführung der Versammlung. Dieser Hamlet war so neu und doch so überzeugend wahr, daß man erst nur ahnte, um es dann klarer und klarer zu erkennen: hier hat ein Sieg deutscher Kunst über die englische stattgefunden. Und es gereicht den Engländern zur Ehre, daß sie neidlos dem Sieger die erfochtenen Lorbeeren zu Füßen legten, und den anwesenden Fremden, daß sie die Begeisterung theilten und in die Welt hinaustrugen.

Die französische Presse hallte damals wieder von den Triumpfen dieses Hamlet du Rhin, von dem „grand succès allemand de l'acteur Emile Devrient à Londres“. Lord Clinesmore beglückwünschte den Ritter Bunjen zum Besitz des herrlichen Künstlers und seiner tapferen Umgebung. Weit über die alten berühmten englischen Hamlets reichte dieser deutsche hinaus. Young, Kemble, Kean fanden nicht genug Worte der Bewunderung und huldigten ihrem Meister; Fanny Kemble sandte ihm den Lorbeer ihres Oheims und ihres Vaters; Kean, hingerissen, verehrte ihm ein bis dahin lang gehegtes Kleinod: überlieferte alte Melodien zu den Liedern der Ophelia; und die Königin Victoria gewährte dem gefeierten Künstler Audienz in den Gemächern ihres Schlosses zu Windsor, um ihn mit einem prachtvollen Ring zu schmücken. Der exklusive, zu Ehren des größten englischen Schauspielers Garrick gegründete Künstlerclub endlich erhob ihn in festlicher Feier zum Ehrenmitglied.

Welche Ehren, welche Triumphe deutscher Kunst, welche ein Sieg! Laßt uns desselben nicht vergessen, jetzt, wo der Sieger und mit ihm die poetischen Gebilde, die er zu schaffen verstanden hatte, in das Grab gesunken, jetzt namentlich nicht, wo die Freigeberung der dramatischen Kunst als Gewerbe mehr und mehr wörtlich ausgenutzt wird, wo künstlerische Kräfte ihren Haupt- ruhm in der nackten industriellen Ausbeute des Talents suchen, und der größte Ehrgeiz darin besteht, in Amerika oder Cairo sich bewundern und bezahlen zu lassen. Anders sieht denn doch der Sieg eines deutschen Schauspielers vor der Elite Englands auf dem Boden aus, den einst der große William selbst geweiht hat. Und dieser Sieg, eine der glänzendsten Seiten in der Geschichte deutscher Schauspielkunst, ist nur eine der vielen künstlerischen Großthaten, die sich an den Namen Devrient knüpfen. Jetzt, wo zwei der Geistes, die diesen Namen trugen und mit flammender Schrift in die unvergängliche Tafel der Erinnerung eingegraben, wieder in das Schattenreich hinabgestiegen sind, leuchten ihre unvergeßlichen Verdienste um so heller auf.

In den „Devrients“ war für die deutsche Bühne eine Dynastie entstanden, die sich künstlerisch anreihen darf jenen seltenen Künstlerfamilien italienischer und deutscher Bildner- und Maler- kunst. Wenn es von Burchadde, dem schauspielerischen Zwillings- genies des Dramatikers Shakespeare heißt: „Er machte Dichter“, indem er nämlich das zum vollendetsten Ausdruck auf der Bühne brachte, was der Dichter hatte sagen wollen, so darf man füglich dieses schöne Wort auch von den Devrients gebrauchen. Der innerste Zauber deutscher Dramen wurde durch ihr schauspielerisches Genie mit der hinreißendsten Gewalt lebendig.

Da ist zunächst und vorerst Ludwig Devrient, der Begründer des dramatischen Geschlechts, der im Jahre 1815 den Thron des Berliner Hoftheaters bestieg und das Scepter mit unsterblichem Ruhm und unumschränkter Macht über die Gemüther seiner Zeitgenossen bis zu seinem frühen Tode 1831 führte. Wer hätte nicht von ihm gehört? Unvergessen ist er den Alten; wenn sie von ihm sprechen, leuchtet das Auge auf, und des Erzählens ist kein Ende. Ein märchenhaftes phantastisches Wesen, wild und ungebunden im Leben und dämonisch groß in der Kunst; über- quellend von Humor, unheimlich in der Proteuskraft seines Wesens, in der Verwandlungsfähigkeit seiner Figur, Rede und Geberde, hinreißend und tief erschütternd in der Gewalt und Wahrheit seines Spiels. Nicht nur für das Publikum vor der Rampe. Nein, dieser merkwürdige Dämon baute Alles im Um- kreis seines Wirkens, er baute auch die nächste Umgebung auf der Bühne. Aus den flammenden, glühenden, bligenden Augen seines schwarzgelockten Kopfes lochte das vulkanisch aufgeregte Feuermeer einer gewaltigen, schöpferischen Seele; und diese Augen machten oft die Mitspielenden vor Schreck erstarren. Ja ihm selbst begegnete es, und er verlor sich in die Natur des Geschilderten dann so, daß er wirklich gestorbe zu sein meinte, wenn er nur todt zu scheinen hatte. Die ungeheure Wirkung, die dieser glän- zende poetische Genius auf seine an und für sich romantisch ge- funten Zeitgenossen ausübte, macht es erklärlich, daß damals in der goldenen Erholungszeit der deutschen Bühne — nach den Befreiungskriegen — in der That alles ein einziges Athemholen in dem unbegrenzten Element „Theater“ war und das Urtheil abgegeben werden konnte: „daß nie und nirgend und auf keine Weise die Theaterkunst so ausschließlich das Lebensprincip, die Daseinsbedingung, der Brustfleck der Existenz und der Pulsschlag aller Geselligkeit war, als dazumal in Berlin“.

Ludwig Devrient ist schon längst todt; die Natur hat das Modell zerbrochen, wonach er gebildet war; ein einfaches Grab

vor dem Oranienburger Thor in Berlin umschließt den Staub dieses Göttersohnes. Aber sein Wirken für die Nachwelt war nicht verloren. An ihm entzündeten sich andere Kräfte, und im Hinblick auf sein Vorbild sind Talente groß geworden, die dem deutschen Theater nicht zur Unehre gereichten. An seinem Vor- bilde entflammte sich denn auch der dramatische Trieb in den Söhnen des eigenen Bruders.

Ludwig Devrient, von der Hugentottencolonie zu Berlin aus einer Familie vlamischen Ursprungs stammend, war ein Kauf- mannssohn. Aus den gleichen kaufmännischen Kreisen zog es die drei Neffen desselben zur Bühne. Karl, der Älteste, geb. 1798, ein blühender Jüngling, war nicht lange aus der Schlacht bei Waterloo zurückgekehrt, als er dem Beispiele seines Bruders Eduard folgte, der 1819 auf der Berliner Hofbühne als Baryton sich verucht hatte. Er ging zu Klingemann nach Braunschweig, merkwürdig genug, da der große Oheim diesen Bühnenlenker als einen schlimmen Spielverderber, als Lehrer des Unnatürlichen und Unwahren im Spiel bezeichnete. Doch hatten die beiden Brüder Glück und schritten vorwärts. Schwer genug kam es jetzt dem jüngsten Bruder Emil (geb. 1803) an, im Comptoire des Vaters dem Geschäft sich zu widmen. Die Pflicht fesselte den phantasietrunknen, in der Erscheinung von der Natur außer- ordentlich bevorzugten jungen Mann an das Haus, aber seine innerste Neigung lenkte ihn immer mehr und stärker von den Contobüchern hinweg in das Reich des schönen Scheins.

Die Schilderungen, welche Bruder Karl von dem neuen Künstlerstande ihm entwarf, ließen nicht länger Ruhe. Das Ab- rathen der Eltern, ja auch des großen Oheims — er ließ in Hin- sicht des Theaters keine andere Meinung laut werden, als die ab- mahrende, die auch Molliere und Shakespeare, Schröder und Zffland gehegt hatten — halfen nichts, Emil versuchte sich ebenfalls in Braunschweig als Ritter Raoul in Schiller's Jungfrau, errang sich auch sofort einen Beifall, einen Beifall allerdings, der ihn zwar mit freudigem Schrecken, aber auch mit der Angst des Steckenbleibens erfüllte.

So waren die drei Brüder eingetreten in das Reich Tha- lia's und Melpomene's, in das Reich der höchsten Genüsse, aber auch der tiefsten Enttäuschungen. Von herrlichen Gaben der Natur und des Verstandes unterstützt, vom Ehrgeiz gestachelt, an Idealen sich emporarbeitend, gelangten sie rasch in den Vorder- grund. Noch lebte der große Oheim, und schon tönte der Name Devrient auch für Andere, als ihn, ruhmreich. Eine jugendlich schwärmende, unter den Eindrücken der einmaligen in deutschen Kreisen herrschenden Begeisterung für das Theater entflammte Phantasie mag den jungen Devrients hohe künstlerische Ziele gesteckt haben. Daß sie dieselben so geradlinig erreicht haben, daß sie fast gleich hoch, wenn auch verschiedenartig von der Gunst des Publikums emporgetragen wurden und durch viele Decennien hindurch in derselben sich unverrückbar erhielten, kann nur auf ein inneres Verdienst zurückgeführt werden: daß sie festhielten an dem ewig Wahren in der Kunst, an dem eigentlich Schönen, das unabhängig ist von dem Modeton. Im erschöpferischen Genie hatte der große Ludwig Alles vorweg genommen; und in dem Genietheile, das den Neffen das Gesicht verliehen, zeigte sich ebenfalls eine große Verschiedenheit. Karl kam dem Dinkel näher, als die beiden jüngeren Brüder, aber dennoch gelang es durch weise Ausbildung, durch vortreffliche Schulung der verheißenen Talente den größten Aufgaben gerecht zu werden, besonders dem von der Natur am glänzendsten ausgestatteten Emil, an inter- siven und ausdauernden Wirkungen auf die Mitwelt alle Mitstrehenden hinter sich weit zurück zu lassen.

Eduard Devrient war als Sängler lange Zeit Mitglied der Berliner, als Schauspieler der Dresdener Hofbühne, schließlich bis zu seinem Rücktritt von der Deffentlichkeit Director der Karlsruher Hofbühne. Er ist der Historiker seiner Kunst und erwarb sich mit dieser wissenschaftlichen Beleuchtung des flüch- tigen Bühnendaseins unvergängliche Verdienste. Zudem er das Bild vom Entstehen und Fortschreiten der deutschen Schauspiel- kunst in seinen Farben aufrollte, das Bleibende vom Vergäng- lichen sonderte, gab er ein Geschenk, das wahrhaft „national“ genannt werden muß. Er gab der Nation den Spiegel der Selbsterkenntniß für eine Kunst, die sich erst armselig auf Land- straßen und Märkten herumgetrieben hatte, am Hofe dann zu Glanz und Ehren gekommen war und sich gleichwohl vom fal- schen Pflitterstein nicht gern losreißen mochte. Dianenhaft keusch steht Eduard Devrient der Kunst der Menschendarstellung gegen- über, und sein Wirken, in der an den Schöpfungen Schiller's, Goethe's, Lessing's und Shakespeare's groß gewordenen deutschen Schauspielkunst den Idealismus zu erhalten, Wahrheit und Schönheit harmonisch verbunden zur Geltung zu bringen, wird gewiß nicht umsonst gewesen sein.

Gerade diese beiden von ihm theoretisch geforderten und praktisch angestrebten Grundelemente des Künstlerthums zeigten sich in den beiden Brüdern Karl und Emil mit höchster Kraft, wenn auch in verschiedener Mischung lebendig und führten zu hinreißenden Wirkungen auf die Zeitgenossen. Jetzt, wo diese festen Stützen, diese stolzen Säulen der Kunst gefallen, um all- gemach bis auf den unvergeßlichen Namen der Nachwelt fremd zu werden, sind die Worte erst recht bitter und doch allzu wahr: L'art théâtral produit des effets, non des oeuvres. Das Schöne, was wir empfanden, ist entflohen. — Am Dresdener Hoftheater wirkten Karl und Emil eine Zeit lang zusammen. Es war die Zeit der romantischen Experimente Ludwig Tieck's. Und wohl auch so ein romantisches Experiment war es, daß der jugend- liche Karl u. a. z. B. den König Lear spielte; aber es geschah mit solcher wahrer Leidenschaft und fühner Natur, daß es er- klärlich ist, wenn Karl bald, namentlich seit er der künstlerische Mittelpunkt des hannoveranischen Hoftheaters geworden war, in das Fach der Heldenwäter übergang. Sein König Philipp, sein Cromwell waren Charaktere, vom Genie geadelt. — Das feurige Naturell des Künstlers strebte auf große stylvolle Wahrheit, auf eine solche hinaus, die immer noch ideell blieb, wenn sie sich auch kühn der Natur näherte. Voll jugendlicher Frische blieb er noch in hohem Alter fast bis zu seinem Tode in diesem Jahre seinem Berufe treu, gefeiert, bewundert und von der Stadt Hannover, der er am längsten seine künstlerische Kraft gewidmet, mit dem Ehrenbürgerrecht ausgezeichnet. — Emil war für immer in Dresden verblieben. Er verließ alsbald dem säch- sischen Theater einen eigentümlichen reizvollen Charakter. In dem Chaos der früheren romantischen Repertoireverhältnisse war er es, der die nationalen Jünglingsgestalten, die Schiller ge- schaffen, mit seiner poesievollen Persönlichkeit in den Vordergrund führte, eine That, die ebenso verdienstvoll erscheint, wie der Sieg der deutschen Oper über die italienische; und als unter den Ein- flüssen der französischen Julirevolution frische Bewegung in die

moderne Welt kam, war es wieder Emil Devrient, der den von modernen Geist der Freiheit erfüllten Charakteren eines Gutzkow, Laube u. s. w. auf der Bühne Eingang und Erfolg verschaffte. Prädestinirt in jeder Hinsicht, um Tasso, Posä, Fiesco, Sigis- mund im Leben ein Traum, einen Hamlet, Correggio, kurz, alle romantischen und klassischen Helden vollendet wiederzugeben, blieb er doch auch ein treuer Sohn seiner Zeit, das moderne Ringen und Kämpfen im Drama wie in der Komödie in der edelsten Form zur Erscheinung zu bringen.

Emil Devrient's Wirkungen auf seine Zeit, vom schauspieler- lichen Gesichtspunkte betrachtet, stehen einzig da. Kein Bühnen- künstler konnte auch nur im entferntesten mit den Erfolgen Emil Devrient's, mit der lang andauernden Anziehungskraft seiner Persönlichkeit wetteifern. — Von Beginn ab fesselte er das Glück an seine Fersen, wurde er überall mit dem größten Beifall, mit Begeisterung aufgenommen, und der Ehren, mit denen man ihn auszeichnete, war nie ein Ende. Ob er in London oder in Peters- burg, in Amsterdam oder Pesth, in Berlin oder in Wien auftrat, der Enthusiasmus wurde überall sofort rege, die Theater hatten nicht Raum genug für die Menge, die sich aus allen Kreisen der Gesellschaft herbeidrängte; Jung und Alt, die Männer- und Frauenwelt schwärmten für „Emil“, wie er nicht nur traulich in dem langjährigen Mittelpunkt seines Schaffens, in Dresden, sondern allorts genannt wurde. Fast ein halbes Jahrhundert, welche eine lange Periode für den Bühnenarbeiter! — währt ungebrochen der Zauber dieser Erscheinung; das Interesse für sie, die Gunst, die ihr zugewendet wird, steigt von Jahr zu Jahr, statt nach menschlichem Ermessen im Alter abzunehmen.

Aber das war eben das Geheimniß: Unvergängliche Jugend seiner selbst und jugendliche Auffassung seiner Kunst. — Ihm war jenes apollonische Wesen nicht nur von den gütigen Göttern bescheert worden, er wußte es auch durch diese Weise zu erhalten. Der Idealismus, welcher den einen Bruder zum Historiker der Bühne werden ließ, den zweiten zum feurigen Vertreter des Natur- wahren, führte ihn zum Priesterthume der reinen Schönheit. Er war der Raphael der Schauspielkunst. Diesem größten aller Magnete haben die Menschen nie widerstehen können; be- dingungslos ließ sich die Menge in seinen Wirkungskreis bannen, ruhte ihr Auge mit Entzücken auf der edlen jugendlich helden- haften Gestalt des Künstlers, lauschte sie dem Wohlklang der weichen, tief amuthenden Stimme. Und was die Natur so ver- schwenkerisch an Mitteln gewährt hatte, die unmittelbar den Sinn gefangen nehmen, verstand der Künstler mit unausgesetztem Fleiße zu entwickeln, zu verfeinern, klug zu gebrauchen und die Wirkungsfähigkeit trefflich zu steigern. Die Kunst plastischer Be- wegung und vor allem die musikalische Redekunst hat nie einen größeren Meister gefunden. Das prachtvolle Organ, der tiefe Nachdruck zum Bewußtsein zu bringen. Der Geist eines Cha- rakters liegt ja nicht nur in der stummen Erscheinung, vor allem entwickelt er sich in der Sprache, künstlerisch aber in der Schön- heit der Rede. — Von Emil Devrient galt mit noch viel größerer Wahrheit, als von Burchadde, der bekanntlich kein Held von An- sehen war:

Schönheit dem Auge und Musik dem Ohre.

Als Priester der reinen Schönheit hat der Künstler auf seinen zahllosen Wanderungen in der Nähe oder in der Ferne eine Mission erfüllt, die ihm die Nachwelt nie vergessen darf, nie vergessen wird. Er hat das Ideale, das einzig Wahre und Bestehende in sich verkörpert, um die Ohnmacht darzutun, das Schöne im Stoffe selbst und nicht in der Meisterung desselben durch den Geist zu suchen.

Th. Raeder.

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoxe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Lady Editha war eben erst aus ihrem Schlafgemach getreten, obwohl die Sonne schon hoch am Himmel stand, und das arbeits- geschäftige Volk von London bereits seit Stunden lärmend und tosend durch die Straßen wogte.

Wie sie dasah, auf die Chaise longue von blaßgelbem At- las lang hingestreckt, den einen Arm, von welchem der weite Spitzenärmel niedergesunken, zurückgelegt über ihrem Haupte, das auf dem anderen, auf das Kissen gestützten Arm ruhte, gleich sie jener wundervollen Statue der schlafenden Ariadne, welche im Vatican das Entzücken und die Bewunderung aller Beschauen- den erregt.

Aber diese Ariadne schlief nicht, und unter diesen zarten, schneeigen Gewändern schlug ein stürmisches Herz.

Lady Editha erwartete heute Morgen den Besuch dessen, den sie liebte; sie erwartete Sir Arthus.

Spät in der Nacht auf dem Balle beim Lord Southwart war er plötzlich zu ihr herangetreten und hatte sie mit leiser, zit- ternder Stimme gebeten, ihm am folgenden Morgen eine Unter- redung zu bewilligen. Sie hatte geglaubt, Sir Arthus, der sich während des ganzen Abends von ihr fern gehalten, habe längst den Ball verlassen, als er plötzlich wieder erschien und sich ihr näherte. Sie hatte ihm die Unterredung zugesagt und erwartete ihn jetzt, und ihr Herz schlug bang und doch voll seliger Ahnung.

„Endlich also, endlich,“ sagte sie zu sich selbst, „endlich werde ich das Bekenntniß hören, nach dem mein Herz sich schon so lange sehnt. Der Himmel hatte Erbarmen mit mir und erlöst mich aus den furchtbaren Banden, die mich bis jetzt fern hielten von allem Glück, von aller Tugend und von allem Frieden!“

Die Portiere öffnete sich, und die Kammerfrau meldete: „Sir Arthus Timblestick.“

Lady Editha erhob sich aus ihrer ruhenden Stellung, um Sir Arthus zu begrüßen; sie hörte selbst, wie ihre Stimme zit- terte, da sie den Eintretenden ansprach.

„Sie werden erzürnt sein, Lady Editha,“ sagte Sir Arthus, nachdem er Editha's Hand geküßt; „erzürnt, daß ich so früh Sie störe; aber verzeihen Sie meinem erregten und bangen Herzen, daß es sich endlich nach Mittheilung, nach einer Gelegenheit sehnt, um offen vor Ihnen sich darzulegen.“

Sie lächelt ihn freundlich an: „Sprechen Sie, Sir Arthus, was ist es, was Sie mir zu bekennen haben?“

„Ein schönes, ein seliges Geheimniß!“ sagte er. „Ich liebe, Lady Editha, und ich komme zu Ihnen, um Ihnen das zu be- kennen. Gesehen Sie daraus, welche ein großes Vertrauen ich zu

Ihnen habe und wie sehr ich an Ihre wahre und wirkliche Freundschaft glaube!

Sie erwiderte Nichts, lehnte das Haupt tiefer zurück in die Kissen und schloß ihre Augen für einen Moment. Er schien es nicht zu sehen, schien den tiefen Seufzer, der sich ihren Lippen entrang, nicht zu hören.

„Ja, Lady Editha,“ fuhr er lebhaft fort, „ich habe zu Ihnen das Vertrauen, welches ein Bruder zu seiner schönen, seiner angebeteten Schwester hat. Erinnern Sie sich wohl, Editha, jenes Abends, da ich zuerst in Vertraulichkeit zu Ihnen sprechen durfte? Erinnern Sie sich noch unserer Unterredung im Myrtenbosquet in Ihrem Boudoir?“

„Ich erinnere mich,“ sagte sie mit leiser Stimme, langsam das Haupt neigend.

„Damals schon sagte ich Ihnen, daß ich Ihnen vertraue und daß ich Sie bald um Vermittlung anrufen wolle bei meiner Mutter, weil ich wohl wußte, daß Sie allein Einfluß auf meine Mutter haben, mehr Einfluß, als ich selber, daß Sie allein mit Ihrer sanfteren Beredsamkeit, mit Ihrem hinreißenden Wesen den Widerstand meiner Mutter bewältigen können. Heute nun komme ich zu Ihnen, Editha, um Sie zu bitten, daß Sie mir diese Fürsprecherin bei meiner Mutter seien!“

„Und weshalb bedürfen Sie einer Fürsprecherin bei Ihrer Mutter?“ fragte Editha, die nun in sich selbst die Kraft gefunden, wieder ruhig und gefaßt zu erscheinen.

„Ich kenne die stolzen Wünsche und Träume meiner Mutter,“ sagte Arthus zögernd. „Meine Mutter möchte für mich alle Kronen und Würden der Erde erlangen, und wenn sie sich mit Gold erkaufen ließen, so würde Mistreß Timblestick sich selbst zur Bettlerin machen, um ihren Sohn zu erheben. Glauben Sie nicht, daß ich selbst ein so eifriger Thor wäre. Ich meines Theils begehre keine Kronen, keine Würden und Titel, ich begehre nur ein einziges Glück!“

„Und dieses Glück?“ fragte Editha, und ein spöttisches Lächeln umzitterte ihre Lippen. „Dies Glück heißt Mademoiselle Solanges, nicht wahr, ich habe es errathen?“

„Ja!“ rief er lebhaft, indem er ihre Hand faßte; „ja, meine theure, meine angebetete Freundin, Sie haben es errathen. Ich liebe Mademoiselle Solanges, ich bete sie an, und an ihrer Hand nur kann ich hoffen, ein glückliches, beneidenswerthes Dasein zu führen! Aber, wie gesagt, meine Mutter hegt andere Pläne, Pläne, die nicht ausführbar sind, und denen auch Sie, Editha, nicht zustimmen würden. Ich beschwöre Sie, meine theuerste Freundin, sagen Sie dies meiner Mutter. Helfen Sie mir, bereiten Sie meine Mutter vor auf das Geständniß, das ich ihr machen will; sagen Sie ihr, daß ich mein Glück wie einen Segen aus ihren Händen empfangen will; aber sagen Sie ihr auch, Editha, daß, wenn sie es mir nicht als einen Segen gewähren will, daß ich dann den Muth und die Kraft habe, von ihnen zu gehen, um für meine Liebe allein den Segen Gottes zu erbitten!“

Sie hatte sich aufgerichtet und saß in ruhiger, stolzer Haltung ihm gegenüber, ihr Antlitz war ruhig und kalt wie immer, und kein Zug verrieth den Sturm, der in ihrer Seele tobte.

„Wollen Sie, Editha?“ fragte er, indem er ihre Hand erfaßte und ihr stehend ins Antlitz schaute.

Sie zog ihre kalte, marmorbliche Hand langsam aus der seinen fort. „Ich will es,“ sagte sie, leise mit dem Haupte nickend, „ich will mit Ihrer Mutter reden, Arthus.“

„Dank, tausend Dank!“ rief er lebhaft, „wenn Sie mit ihr reden, so heißt das den Unmuth, den Zorn meiner Mutter beschwichtigen; ich werde Ihnen also mein ganzes Glück zu danken haben, Editha!“

„Ich liebe Mademoiselle Solanges,“ sagte Editha, indem sie sich erhob; „ich liebe Mademoiselle Solanges und will thun, was Sie von mir verlangten, ich werde mit Ihrer Mutter sprechen. Haben Sie sonst noch Etwas von mir zu begehren?“

Sie fragte das mit kalter, höhnischer Stimme, er aber wahrte es nicht, sondern dankte ihr mit feurigen Worten für ihre gütige Vermittlung, für ihre Freundschaft und für ihre verwandtschaftliche Anhänglichkeit. Er küßte zum Abschiede ihre Hand, die sie willenslos und kalt in der seinen ruhen ließ; dann aber, als er sich entfernte hatte, dann sprang sie empor und streckte ihre beiden Arme drohend hinter ihm aus.

„Er weiß, daß ich ihn liebe,“ murmelte sie zwischen den fest zusammengepreßten Perlenzähnen hervor; „er weiß, er kennt die Pläne seiner Mutter und kam dennoch, mir zu sagen, daß er mich verschmähe, er macht mich zur Vertrauten seines Herzens, um mit seinem Vertrauen mich zu verabschieden! Schmach über mich! Ich soll für ihn reden bei seiner Mutter, ja, ich will für ihn reden,“ fuhr sie fort, indem sie mit großen Schritten auf- und abging, die Augen flammend, die Wangen purpuroth; „ich will für ihn reden, aber bei Gott und bei allen bösen Geistern, es sollen keine guten Worte sein, die von meinen Lippen für seine Liebe sprechen! Er hat mich tödtlich beleidigt, und ich werde mich rächen für die Beleidigung!“

XIX.

„Es ist unmöglich, ich kann es nicht glauben,“ rief Mistreß Timblestick, bebend vor Zorn und Aufregung, „Arthus, mein Sohn, der Nachkomme der glorreichen Pembroke's, Sir Arthus, der Millionär, — aber nein, es ist nicht möglich, nicht möglich!“

„Doch habe ich es aus seinem eigenen Munde, meine arme Cousine,“ sagte Editha mit ihrer kalten Ruhe. „Es ist das Blut seines Vaters, welches in seinen Adern fließt und ihn keine Herabwürdigung darin sehen läßt, wenn er eine Arbeiterin liebt. Eine Arbeiterin! Sir John Hood hat einige Erfindungen über die Person eingebracht und sie mir mitgetheilt. Ich liebe Sie herzlich genug, um Ihren Nummer auch als den meinen zu betrachten, und außerdem — Sie wissen es, bin ich auch Ihr Sohn in so herzlicher Zuneigung und Achtung ergeben, daß es mich wahrhaft schmerzt, ihn sich so verirren zu sehen, denn eine Verirrung ist es leider, und niemals kann eine solche Ehe zum Glück führen!“

„Eine Ehe?“ schrie Mistreß Timblestick. „Nein, niemals soll dies geschehen, noch heute wird die Verrätherin mein Haus verlassen, gleich auf der Stelle, ich will sie fortjagen, wie man einen unehrlichen Diensthofen fortjagt!“

„Das würde Del ins Feuer gießen und des Sir Arthus Leidenschaft nur dadurch gesteigert werden. Nein, meine theure Lady, Sie haben Vieles schlimmer gemacht durch Ihre unvorsichtige Güte, machen Sie das Schlimme wieder gut durch Ihre vorsichtige Klugheit. Keine Uebereilung, kein heftiges Zerreißen von Bänden, welche eineszeit durch Schlanheit, andererseits durch Edelmutth geknüpft sind. Sir Arthus fühlte Mitleid für

sie, welche dienen und für Geld ihr anmuthiges Wesen und ihre gesellschaftlichen Talente verkaufen mußte. Sein Mitleid mußte die kluge Kokette zur Liebe zu steigern. Stoßen Sie sie aus dem Hause, und er ist im Stande, noch heute sich mit ihr zu vermählen; Sie wissen, er ist dazu berechtigt, er ist mündig und hat Niemand um seine Einwilligung zu fragen. Also, theuerste Lady, seien Sie klug und besonnen und hören Sie auf meinen Rath, lassen Sie nicht ahnen, daß Sie irgend Etwas von mir erfahren haben, seien Sie nach wie vor freundlich — selbst gegen sie!“

„So schwer es mir fällt, ich will Alles thun, was Sie begehren, meine theure Editha, ich will klug und besonnen sein, ich will nichts ahnen lassen von dem Zorn, der in mir tobt!“

„Wenn Sie das können, dann hoffe ich, die Sache noch zu einem guten Ende zu führen! Also, lassen Sie Ihren Sohn nicht ahnen, daß Sie mit mir gesprochen haben. Auch ich werde ganz unverändert in meinem Benehmen sein. Mademoiselle Solanges hat, wie Sie wissen, neulich versprochen, mir eine Kose zu malen, ich werde ihr diese Kose heute noch mit einigen freundlichen Zeilen senden. Wir müssen sie ganz arglos erhalten, damit sie nicht sehe, wie wir nach und nach mit vorsichtigen Händen die Netze zerschneiden, welche sie um Ihren Sohn gezogen; nur so kommen wir zu unserm Ziel!“

„Ich will versuchen,“ seufzte Lady Timblestick, „freundlich und sanft zu sein, und meinen Zorn in der Tiefe meines Herzens begraben, zum Heil meines Sohnes Arthus und aus Liebe zu Ihnen, Editha!“

„Mein Sohn Arthus zu Hause?“ fragte Lady Timblestick den Diener, der ihr die Thür öffnete.

„Ja, Madam, Sir Arthus ist daheim.“

„In seinen Gemächern?“ fragte sie weiter.

„Nein, Madam, Sir Arthus befindet sich im Musikzimmer.“

„Und Mademoiselle Solanges?“

„Ist gleichfalls im Musikzimmer, Madam.“

Mistreß Timblestick erbeute, und ihre Augen schossen Blitze; vergessen war nun alle Zurückhaltung, vergessen, was Lady Editha ihr gesagt, was sie selber ihr gelobt.

Hastig eilte sie in ihre Gemächer, warf Hut und Schawl ab und begab sich in die Bibliothek. Von dort, das wußte sie, konnte sie das Musikzimmer übersehen, dort konnte sie vielleicht ungehört und unbemerkt beobachten.

Eben als Mistreß Timblestick in das Bibliothekzimmer eingetreten war, verstummte die Musik mitten in einem angefangenen Takte.

„Ich kann es nicht ertragen,“ hörte Mistreß Timblestick ihren Sohn mit lauter und heftiger Stimme rufen, „nein, Solanges, ich kann es nicht länger ertragen! Wenden Sie Ihr Antlitz nicht von mir, Solanges, es ist das Licht meiner Tage, und wenn Sie sich von mir kehren, so bin ich ein verlorener, trostloser Mensch, denn ich gehöre keinem an, außer Ihnen, es hat Niemand ein Recht an mich, weder Lady Editha noch irgend ein anderes Weib, nur Dir allein, Solanges, Dir gehört mein Leben, mein Herz! Hier liege ich zu Deinen Füßen und beschwöre Dich, nimm an, was meine Liebe Dir gibt. Ich habe keinen Treubruch zu begehen, keinen Eid zu brechen, wenn ich Dir sage, sei meine Gemahlin!“

Die Portieren wurden jetzt hastig aufgerissen, und mit zornigem Angesicht stürzte Lady Timblestick in das Gemach.

„Was geht hier vor?“ rief sie, „was muß ich sehen! mein Sohn zu den Füßen meiner Gesellschafterin? Stehen Sie auf, Sir Arthus, es ziemt sich nicht für Sie, vor einer bezahlten Person zu knien, es ziemt sich nicht für Sie, im Hause Ihrer Mutter vor —“

„Lady Timblestick!“ schrie Solanges, sich von ihrem Sitze erhebend und mit bleichem Antlitz und blitzenden Augen einige Schritte vortretend.

„Meine Mutter!“ rief Arthus mit glühendem Angesicht, „ich verlange von Ihnen, daß Sie in der Gräfin Solanges meine Braut, meine künftige Gemahlin ehren, daß Sie —“

„Mit nichten, mein Herr,“ unterbrach ihn Solanges mit hohemwärtiger Würde, „ich bin weder Ihre Braut, noch werde ich und kann ich jemals Ihre Gemahlin werden. Eine unübersteigliche Kluft liegt zwischen uns Beiden, ja, ich verbiete Ihnen sogar, sich mir zu nahen, und Sie, Madame,“ fuhr sie fort, indem sie mit kalter stolzer Ruhe gerade zu Mistreß Timblestick heranschritt und vor ihr stehend bleibend diese mit festem Auge anschaute, „Sie sollen wissen, daß ich, obwohl Armuth mich zwang, mir mein Brod zu verdienen, dennoch immer die Gräfin Solanges von Saint Pierre geliebt bin und es bleiben will! Madame, leben Sie wohl.“

Sie neigte mit einer stolzen Bewegung ihr Haupt und schritt dann nach der Thür hin, die zu ihrem Gemache führte. Arthus stürzte ihr nach, und ihre Hand erfassend, sah er ihr stehend ins Antlitz. „Meine theure Solanges, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier. Haben Sie Mitleid mit mir, stoßen Sie mich nicht in die Verzeihung, ich bin unschuldig —“

Aber Solanges wies ihn mit einer stolzen Handbewegung zurück, öffnete die Thür und schritt in ihr Gemach, dasselbe hinter sich verriegelnd.

Einen Moment blieb Sir Arthus, betäubt vom Schmerz, neben der Thür stehen, während seine Mutter, bebend vor Zorn und innerer Aufregung, auf einen Sessel niedergesunken war. Endlich, nach einer langen Pause, schritt Sir Arthus zu ihr heran.

„Mistreß Timblestick,“ sagte er mit ruhiger, ernster Stimme, „Mistreß Timblestick, ich fordere von Ihnen, daß Sie Ihr Unrecht wieder gut machen. Sie haben ein edles, unschuldiges Mädchen in ihrer Ehre, in ihrer Keuschheit gekränkt, Sie haben auch mich, der das Mädchen liebt und der fest entschlossen ist, es zu seiner Gemahlin zu machen, in meiner Würde als Mann, in meiner Ehre als Herr dieses Hauses tief gekränkt!“

„Herr dieses Hauses?“ rief Mistreß Timblestick mit geringen Händen, „es ist also Alles so, wie ich es ahnte, Du willst mich, Deine Mutter, aus diesem Hause verstoßen! Also dahin haben es ihre Intriguen gebracht!“

„Kein Wort weiter!“ rief Arthus in strengem Tone, „ich verlange, daß Sie wieder gut machen, daß Sie Mademoiselle Solanges um Verzeihung bitten!“

„Nimmermehr,“ schrie seine Mutter heftig empörpringend, „lieber will ich sterben, lieber will ich dies Haus verlassen und es hinausgeschreien in alle Welt, daß mein Sohn mich verstoßen hat, als daß ich mich demüthige!“

„Nun denn, Madame,“ sagte Sir Arthus mit bleichen Lippen und mit glühenden Wangen, „nun denn, Madame, so hören Sie, Sie haben nicht nöthig das Haus zu verlassen, denn

ich schwöre es Ihnen bei Gott und bei dem Andenken an meinen Vater, ich werde dieses Haus verlassen, wenn Sie nicht thun, was ich von Ihnen begehre!“

„Und ich sage Dir, daß dies nimmer geschehen wird!“ schrie Mistreß Timblestick, und ihre ganze Gestalt erbeute vor Zorn.

„Dann sage ich Ihnen, Madame, daß Sie Ihren Sohn verloren haben, und daß wir auf immer geschieden sind. Ich kehre nur noch einmal, heute Abend, in dies Haus zurück, um Sie zu fragen, ob Mademoiselle Solanges verlobt ist, ob sie Ihnen verziehen hat, und ob Sie mit mir zu dem Grafen von Saint Pierre gehen wollen, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Wenn Sie mir nicht mit Ja antworten können, so sind die Bände, welche mir bis jetzt heilig waren, auf immer zerrissen, und ich werde die Nacht nicht mehr unter diesem Dache schlafen! Dies sei mein letztes Wort, nun, Madame, leben Sie wohl!“

Er grüßte sie mit einer hastigen, schnellen Bewegung seiner Hand, wandte sich um und schritt hinaus.

Mistreß Timblestick schaute ihm nach, starr vor Entsetzen und Staunen zugleich. Nie hatte sie ihren Sohn in ähnlicher Erregtheit gesehen, und heute zum ersten Mal hatte Arthus es gewagt, seiner Mutter entgegen zu treten.

„Aber er wird bereuen,“ sagte sie zu sich selber, „er wird einsehen, wie ungerecht er gegen seine arme Mutter gewesen. Er wird zu mir zurückkehren, er wird bereuen und mich um Verzeihung bitten — oder wie? — wenn es mehr, als hastige Erregtheit gewesen wäre! Er sprach im Ernst und er wäre im Stande, mich zu verlassen um dieser Person willen, die zu meinem Unglück und meinem Schmerz in mein Haus gekommen. Ich kenne ihn,“ fuhr sie nach einer langen Pause fort. „Ja, ich kenne ihn, was er einmal erfaßt hat, das hält er fest, und wenn er einmal zu einem Entschluß gekommen, so läßt er nicht wieder von ihm ab. Er liebt dieses Mädchen und er wäre wirklich im Stande, mich um ihretwillen zu verlassen. Aber das kann, das darf nicht sein!“ rief sie mit zornig lauter Stimme, indem sie aufsprang und mit großen Schritten im Gemach auf- und abging. „Nein, das darf nicht sein! Ich würde zum Spott für ganz London. Es ist unmöglich! Mein Sohn kann nicht die, bezahlte Dienerin seiner Mutter heirathen. Gleichviel, ob sie von vornehmer Herkunft ist. Sie ist immer die bezahlte Person, eine Dienerin. Was würde Lord Pembroke sagen! Und Lady Editha, wenn ich nur an ihr stolzes, schönes Angesicht denke, so schlage ich schon in Gedanken die Augen beschämt nieder. Nein, keine Andere, als sie soll die Herrin in diesem Hause sein. Keine Andere, als sie will ich meine Tochter nennen.“

„Ich will ein Ende machen,“ sagte sie nach langer Ueberlegung mit fester, entschlossener Ruhe. „Wenn Arthus nach Hause kehrt, soll er Mademoiselle Solanges nicht mehr hier finden.“ Sie klingelte.

„Mademoiselle Solanges soll zu mir kommen!“ befahl sie dem eilends herintretenden Diener.

Der Diener erschien bald wieder in der Thür.

„Mademoiselle Solanges ist nicht in ihrem Zimmer.“

„Nun, so suchet sie im Musikzimmer, dort wird sie wahrscheinlich sein.“

Aber der Diener kehrte nach kurzer Zeit zurück.

„Mademoiselle Solanges ist nirgend zu finden. Ich habe überall nach ihr gefragt. Endlich habe ich unten im Flur ihre Kammerjungfer getroffen, und diese sagt, daß Mademoiselle Solanges soeben in einem Cab mit all ihren Sachen abgefahren ist.“

„Unmöglich! ganz unmöglich!“ rief Mistreß Timblestick und mit hastigen Schritten eilte sie selber durch die Gemächer nach dem Wohnzimmer von Mademoiselle Solanges.

Wirklich, sie war nicht dort. Einzelne Sachen lagen zerstreut am Boden, die Möbel standen verwirrt im Zimmer umher. Man sah, wie dort geräumt und gepackt worden. Auf dem Tisch bemerkte das irrende, umherstreichende Auge der Mistreß Timblestick ein kleines, zusammengefaltetes Papier. Ein Brief, und an sie war er adressirt.

Mit bebenden Händen riß sie ihn auseinander und glühend vor Aufregung las sie:

„Madame, nach der unwürdigen Behandlung, die ich von Ihnen erfahren habe, ziemt es mir nicht länger, in Ihrem Hause zu verweilen. Ich kehre zu meinem Vater zurück. Leben Sie wohl.“

„Das ist gut,“ sagte Mistreß Timblestick aufathmend. „Ich werde diesen Brief meinem Sohn zeigen. Und bei Gott im Himmel, sie soll die Schwelle dieses Hauses, das sie mit so stolzen Worten verlassen, nicht wieder betreten. Aber,“ sagte sie dann zusammenschredend, „wenn mein Sohn nun wirklich im Stande wäre, seine Worte zu erfüllen? Wie sagte er doch? Wenn Solanges geht, so verlasse auch ich dieses Haus, so höre ich auf, Ihr Sohn zu sein. Aber nein, es kann nicht sein. Es muß ein Mittel geben, ein Mittel —“ Auf einmal schrak sie zusammen, und es slog wie ein Blitz der Freude über ihr Gesicht. „O, meine Brillanten!“ sagte sie aufathmend. „Wo sind meine Brillanten?“

Sie stürzte zum Tische, in welchem Solanges damals das kostbare Geschmeide aufgehoben hatte.

Der Schlüssel stak im Schloß. Sie zog die Schublade auf. Die Schublade war leer. „Nichts, nichts!“ rief sie jubelnd. „Sie hat meine Brillanten mitgenommen! Sie ist eine Diebin! Gott sei gelobt, jetzt habe ich ein Mittel, ihm die Augen zu öffnen! Solanges ist eine Diebin. Gelobt sei Gott, daß sie es ist.“

XX.

Nichts bedenkend, nichts überlegend weiter, als daß sie tödtlich beleidigt worden, daß sie nicht eine Stunde mehr in diesem Hause verweilen könne, wo sie eine so unwürdige Behandlung erduldet hatte, war Solanges von dannen gefahren.

Erst während der Fahrt erinnerte sie sich ihres Vaters und begann zu überlegen.

Sollte sie ihrem Vater Alles bekennen? „Nein, nein,“ sagte sie zu sich selber. „Ich darf es nicht. . . Wie sagte der Arzt? Jede heftige Aufregung kann seinen Tod zur Folge haben. Ich muß gefaßt und ruhig erscheinen.“

Als sie am Hause ihres Vaters angekommen war, hieß sie den Hausmeister ihre Koffer nach dem Zimmer tragen, das ihr Vater für sie bestimmt hatte, und in das man vom Vorzimmer eintrat. Sie selbst begab sich nach dem von ihrem Vater bewohnten Gemach.

Hoch aufathmend blieb sie einen Moment stehen. Es war ihr, als höre sie drinnen Stimmen. Ja, sie täuschte sich nicht. Man sprach laut und heftig. Sie erkannte die Stimmen, es waren die ihres Vaters und des Marquis St. Juste.

„Sie sind ein Nichtswürdiger!“ hörte sie jetzt ihren Vater rufen. „Solanges soll kommen, ich will sie sprechen, ich will ihr Alles sagen! Alles! Solanges soll kommen!“

„Nimmermehr darf dies geschehen,“ entgegnete die Stimme des Anderen. „Sie dürfen, Sie sollen mich nicht verrathen! Ich dulde es nicht!“

„Solanges soll kommen!“ rief der Vater wieder, „Solanges!“

Die Thür ward hastig aufgerissen. „Mein Vater, ich bin hier!“ rief das Mädchen, indem sie durch das Gemach zu dem Lehnstuhl slog, auf welchem ihr Vater niedergefunken war.

„Dich sendet Gott!“ sagte er mit schwerer, fast fallender Stimme. „Komm her zu mir, komm und lies diesen Brief.“

Aber der Marquis war ihr zuvorgekommen und hatte dem Greise den Brief, den dieser in der Hand hielt, entwunden.

„Nein, nimmermehr!“ rief er. „Sie sollen diesen unglückseligen Brief nicht lesen!“

„Sie werden dieses Zimmer nicht eher verlassen, bis Sie mir den Brief zurückgegeben,“ rief Solanges sich stolz aufrichtend und sich vor der Thür aufstellend.

Er aber faßte ihren Arm, stieß sie zur Seite und stürzte aus dem Gemach.

„Komm her zu mir, meine Tochter! Ich fühle, der Krampf — der Krampf wird wieder kommen. — Komm rasch, meine Tochter, — höre, ich habe Dir ein fürchtbares Geheimniß mitzutheilen. — Er hat mir den Brief entrissen — aber ich will Dir sagen, was er enthält. — Der Marquis St. Juste ist verheirathet. — O, mein Gott, das Herz — gib mir, gib mir von dem Trank!“

Er deutete mit der zitternden Hand nach dem Glas, welches neben ihm auf dem kleinen Tische stand.

Sie brachte es hastig an seine Lippen. Aber zu spät, zu spät!

„Hilf,“ rief Solanges, „Vater! — den Arzt! den Arzt!“

Eine fürchterliche Stunde verging, dann kam der vom Portier herbeigerufene alte Arzt, der den Grafen schon früher behandelt hatte.

Er trat heran an den Sessel, auf dem der alte Graf kaum noch athmend lag. Er prüfte mit schweigender Aufmerksamkeit sein Angesicht, legte die Hand auf sein Herz, horchte hin und wandte sich dann mit ernster, feierlicher Miene zu Solanges, die zitternd neben dem Lager stand, auf das sie mit Hilfe des Hausmeisters den Unglücklichen gebettet hatte.

„Es ist zu spät,“ sagte der alte Mann, „der Tod ist mächtiger, als aller Menschen Wissenschaft.“

„Der Tod!“ schrie Solanges mit gerungenen Händen, auf ihre Knie niederfallend. „Der Tod!“ wiederholte sie, „mein Vater ist also nicht zu retten? Sie können ihn nicht erlösen aus dieser fürchterlichen Pein?“

Er duldet keine Pein mehr, Miß Solanges,“ sagte der Arzt ruhig. „Er ist todt.“

Nach einer Weile, als Solanges die letzte traurige Pflicht erfüllt und dem Verstorbenen die Augen geschlossen hatte, nahm der Arzt wieder das Wort, indem er die Vorhänge über dem Bette zusammenzog: „Er hat ausgelitten, Solanges, für mich gibt es hier Nichts mehr zu thun. Was dort liegt, gehört dem Grabe. Leben Sie wohl.“

Solanges antwortete ihm nicht. Sie war am Todtenbette niedergefunken, und ihr Schmerz, ihr Entsetzen, ihre Qualen lösten sich in einen Strom von Thränen auf. Die beiden alten Männer wehrten diesen Thränen nicht.

„Der Schmerz muß austoben,“ flüsterte der Arzt dem Diener zu. „Lassen wir das arme Kind allein mit ihrem Vater.“

Stunden mochten so vergangen sein, und immer noch lag Solanges in Thränen aufgelöst, in Schmerzen und Qualen.

Ein heftiges Pochen an der äußeren Thür machte sie endlich aufschrecken. Sie hob sich langsam von ihren Knien empor, trocknete ihre Augen und öffnete.

Dann von Schrecken und Staunen ergriffen, trat sie zurück. „Wie, Mistreß Timblestick, Sie hier?“ fragte sie.

„Ja, ich bin hier,“ erwiderte Mistreß Timblestick mit höhnischer Stimme, indem sie hastig eintrat und die Thür hinter sich schloß. „Ich seh' es wohl, mein Kommen überrascht Sie! Sie glaubten nicht, daß ich die Entdeckung so rasch machen würde.“

„Welche Entdeckung?“ fragte Solanges erstaunt. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Aber ich habe wohl ein Recht, zu fragen, was Sie hierher führt?“

„Ja wohl, Sie haben das Recht, zu fragen, und ich will Ihnen sagen, was mich hierher führt. Ich komme hierher, um eine Diebin verhaften zu lassen.“

„Wie, Mistreß Timblestick,“ rief Solanges entsetzt, „was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, meine liebe, kluge Mademoiselle Solanges, daß Sie eine Diebin sind.“

„Eine Diebin,“ rief Solanges empört. „Wie können Sie es wagen, mich aufs neue zu beschimpfen! Sie thaten es in Ihrem

und öffnete den Koffer und durchwühlte ihn. Dann tönte ein Freudenschrei von ihren Lippen.

„Nun, leugnen Sie noch?! Da ist das Etui mit meinen Brillanten!“

„Mein Gott!“ rief Solanges zurücktaumelnd. „Es ist wahr, ich habe in der Aufregung nicht daran gedacht. Ich sagte der Kammerjungfer, sie solle Alles zusammenpacken, und in diesen Koffer legte sie Alles, was in der Schatulle des Tisches gelegen hat.“

„Sie werden mit dieser List Nichts erreichen, Mademoiselle Solanges. Es bedarf nur eines Wortes von mir, und der Constabler, welcher mit meinem Rechtsanwalt unten im Wagen sitzt, kommt herauf und verhaftet Sie.“

Damit wandte sie sich zur Thür.

„Mein Gott, Mistreß Timblestick, was wollen Sie thun?“

„Was ich muß,“ sagte Mistreß Timblestick ruhig.

„Wenn jetzt auch der Schein wider mich spricht, so werden Sie mir doch solche Schmach nicht bereiten. Sie wollen das auch nicht.“

„Gewiß will ich das, Mademoiselle Solanges. Ich finde hier den Beweis Ihrer Schuld und werde Sie verhaften lassen.“

„Nein, es ist unmöglich,“ rief Solanges bleich und weinend aus. „Ich weiß, Sie hassen mich jetzt, weil Ihr Sohn mich liebt. Aber ich will Ihnen schwören, daß ich Ihren Sohn nicht wieder sehen will, daß ich London verlassen will, um nie wieder hierher zurückzukehren. Nur diese Schmach bereiten Sie mir nicht! O, es ist Schmach genug, daß ich meine Unschuld betheuern muß!“

Mistreß Timblestick, die Unerbittliche, wendete sich zum Gehen.

„Wohl denn,“ rief Solanges in der höchsten Verzweiflung. „Sie hassen mich. Aber bevor sie das Aeußerste thun, lassen Sie sich von diesem Anblick erweichen!“ Damit zog sie den Vorhang vom Lager zurück, auf dem der Leichnam des Grafen lag.

„Sehen Sie meinen todtten Vater und haben Sie Erbarmen mit seiner Tochter, die an der Leiche ihres Vaters Ihnen schwört, daß sie unschuldig, daß sie keine Diebin ist.“

„Todt! todt!“ schrie Mistreß Timblestick. „Das ist entsetzlich, das ist furchtbar!“

Und von Schauer und Entsetzen erfaßt, ließ sie sich halb ohnmächtig auf einen Sessel nieder.

„Todt! Ich hasse den Anblick von Leichen. Es ist entsetzlich! O mein Gott, ich sterbe!“

Und ächzend, an allen Gliedern bebend, einer Ohnmacht nahe sank Mistreß Timblestick in sich zusammen.

„Wasser! Wasser! Geben Sie mir ein Glas Wasser, wenn Sie nicht wollen, daß auch ich hier sterben soll,“ stöhnte sie.

Solanges ergriff in der Hast und Verwirrung das Glas mit dem Trank, der ihren Vater beruhigen sollte, und reichte es Mistreß Timblestick.

„Was ist das?“ fragte Mistreß Timblestick. „Das ist nicht Wasser.“

„Nein, es ist von dem Trank, den mein Vater zu nehmen pflegte, wenn er aufgeregter war,“ sagte Solanges. „Der Arzt hat es ihm verschrieben. Trinken Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Aschenbrödel.

(Nach dem eigenen Gemälde für den Bazar gezeichnet von Paul Meyerheim.)

Die anmutigste Gestalt des deutschen Märchens, Aschenbrödel und zwar Aschenbrödel am Herde. Das Bild bedarf keiner Worte, und wenn der Künstler das Tauben fütternde Mädchen auch nicht genannt hätte, dieses wunderbare blonde Kind kann vor grauen Zeiten wie heute und unter allen Umständen keine Andere sein, als Aschenbrödel, das unglückliche Glückskind, dessen Schönheit und Tugend alle Vögel zwischern, und dessen Fußchen



X.A.v.R. Brendamour.

Aschenbrödel. Originalzeichnung von Paul Meyerheim.

Hause und darum verließ ich es. Hier bin ich in meinem Hause. Dort ist die Thür. Verlassen Sie mich!“

„Sehr schön, sehr würdig. Aber ich werde Sie nicht verlassen, Mademoiselle Solanges, ich werde nicht gehen ohne meine Brillanten und auch nicht ohne Sie.“

„Ich hätte Ihre Brillanten, ich?“ rief Solanges ganz entsetzt.

„Wer sonst, als Sie?“

Ein Schrei des Entsetzens tönte von den Lippen des Mädchens. Sie stürzte an Mistreß Timblestick vorüber in das Vorzimmer, dann in das kleine Gemach, in welchem ihr Gepäck lag.

Mit bebenden Händen hob sie den kleinen Koffer auf und trug ihn in das andere Zimmer. „Hier,“ sagte sie, „hier ist mein Koffer. Öffnen Sie selbst und sehen Sie! Hier ist der Schlüssel.“

Mistreß Timblestick sah sie erstaunt an.

„Wirklich, man sollte meinen, daß Sie unschuldig sind. Nun wohl. Öffnen wir!“

Und sie nahm den Schlüssel, welchen Solanges ihr darreichte

ganz gewißlich eines Tages den plumpen Holzschuhen entchlüpfen werden. — Der Künstler hat bald ein zweites seiner genialen Bilder für die Freundinnen des Bazar nachzuzeichnen versprochen, dann wird unser verehrter Mitarbeiter, Ludwig Pietich, es übernehmen, das Leben und Wirken Paul Meyerheim's, der jung schon zu den Besten zählt, ausführlicher zu schildern.

Erbauung.

Gemälde von Gustave de Jonghe.

Heilige Worte, die deine sorgenumspannene Seele wieder entfesseln, deinem umflorten Auge Licht und Freiheit zurückbringen, daß es sich sehn- suchtsvoll, hoff- nungsreich, von den Bedrängnissen des Augenblicks hinweg in eine schönere Zu- kunft führen läßt, in die des Glückes und der Zufriedenheit.

Diese Worte — oft flüstert sie die Natur dir zu. Wenn du auf einsamen We- gen wandelst, im Schatten des Waldes und fern vom Ge- räusch des Marktes, vom Anblick theil- nahmloser, gleichgül- tiger Menschen. Oder wenn du in stiller, träumerischer Nacht dein Fenster öffnest und das Auge em- porhebt zum goldenen Sternenherr. Wohin du hörst, tiefe Ruhe, Alles lauscht. Da aber regt es sich unter dir in den Zweigen, Thautrop- pen fallen dumpf zur Erde, ein Stern schwingt sich hernie- der durch unmeßbare Welträume und aus zahllosen Kell- chen und Himmels- lichtern ruft es in dein besorgtes un- ruhiges Herz: Ver- traue, vertraue!

Oder im Däm- merschein des sinken- den Tages betrittst du die dem Herrn geweihte Stätte. Inbrünstige Andacht wird dich erfassen inmitten dieser feier- lichen Hoheit, die an den Säulen schwei- gend emporstrebt und durch die pfei- lerhohen Fenster auf den Altar hernieder- leuchtet. Hoch über dir aber tönen die Vesperglocken: Ver- traue, vertraue!

Gewiß, wer möchte auch zweifeln, daß auf dem Bilde, welches so anmu- thig, künstlerisch fein und höchst anziehend uns vor Augen tritt (die Kunst eines Ma- lers, wie de Jonghe, ist bereits früher den Leserinnen in licht- voller Schilderung von anderer Seite her bekannt gewor- den), daß es heilige Worte sind, welche die bedrängte Seele der dort Knieenden wie- der ruhig und ver- trauensvoll gestimmt haben? Worte, welche mit liebevoller Theil- nahme für die junge schöne Trostbedürftige eine fromme Schwester in der Klosterkapelle aus dem Gebetbuch zum Himmel sendet. Welche Sorge trieb diese vornehme präziöse Gestalt zum Betschemel? Warum so demüthig faltet sie die feinen zarten Hände und hebt sie so flehentlich vertrauensvoll die dunklen Augen zum Schöpfer empor? Ach! es ist Niemand ohne ein geheimes Weh im Herzen, der Vornehme nicht minder, als der Geringe. Möge denn auch Jeder den Trost finden, wie die edle Erscheinung vor uns, möge er die Hoffnung jener heiligen Worte in sich aufnehmen, gleich- viel, ob diese stumm oder mit lauten Worten gepredigt werden.

Arzt und Autor.

Novellette von Ernst Eckstein.

Ueber den Dachfirsten der Hauptstadt qualmte ein düstrier Novembernebel, der seine Sch. i. r. von Minute zu Minute tiefer

senkte und so das Hereinbrechen der Nacht in fast unheimlicher Weise beschleunigte. Das röthliche Licht der Gaslaternen glomm trüb und traurig durch die graue, dunstige Hülle; selbst der rast- lose Lärm der Straßen schien abgedämpft an das Ohr zu schlagen. Die breiten Steinplatten der Trottoire hatten sich mit jener dunklen, tropfenlosen Masse bedeckt, die den unwirthlichen Eindruck des Nebelwetters noch zu erhöhen und die Sehnsucht nach einem traulichen Sitz am Kamine zu verdoppeln pflegt. Die Menschenmenge, die vor den glänzend erleuchteten Etalagen der prächtigen Magazine hin und her wogte, fand heute keine Zeit, die ausgestellten Kostbarkeiten zu bewundern. Jedermann schien seine Schritte nach Kräften zu beschleunigen und lediglich die möglichst schnelle Erreichung seines Zieles vor Augen zu haben. Kurz, es war herzlich ungemüthlich in den Straßen der Weltstadt, und wer nicht dringende Geschäfte zu erledigen hatte, der blieb

dreinschauen; einem „Catilina“ würde dieser Gesichtsausdruck den Stempel historischer und psychologischer Treue verleihen.

Der junge Mann bog nach einigen hundert Schritten um die Ecke und trat kurz darauf in den Thorweg eines stattlichen, vier- stöckigen Hauses ein. Je drei Stufen zugleich erklimmend, eilte er die hellerleuchtete, teppichbelegte Treppe hinauf und machte in der zweiten Etage vor einer breiten Flügelthür zur Linken Halt. Hastig zog er die Klingel. Ein Diener in grüngoldner Livree öffnete.

„Ist er zu Hause?“ fragte er den wohlfrisirten Lakaien.

„Ja wohl, Herr Doktor!“

„Allein?“

Der Diener seufzte.

„Ja wohl, Herr Doktor!“ versetzte er bedeutungsvoll. „Sie wissen ja...“

„He, bist Du's, Otto?“ Klang jetzt eine volltönende Stimme aus einem Seiten-

gemach. „Hol' mich der Teufel, Junge, ich sehe Dich gern bei mir, das weißt Du, aber fünf Louisd'or wollt' ich drum ge- ben, wenn jetzt statt Deiner die lumpigste Dienstmagd da auf den Knieen stände, um mich zu irgend einem todtkranken Staatsämorrhoida- rins zu citiren! Na, komm herein, alter Schwede!“

„Ich nehm' Dir's nicht übel, Edgar,“ erwiderte Otto... „so ungalant sich Dein Empfangshym- nus auch anhören mag! Man wird nachgerade knurrig in dieser miserablen sublunaren Welt. Es hat sich also seit vorgestern nicht das Geringste...?“

„Nicht eine lenden- lahme Hauskake!“ fiel ihm der junge Arzt in die Rede.

„Ich sitze hier (wie ein Narr, — wie ein Narr, sage ich Dir! — in des Wortes tollkühnster Bedeu- tung. Bald drehe ich den rechten Dau- men um den linken, bald den linken um den rechten: das ist die ganze Abwechslung in meiner ärzt- lichen Praxis. Der Franz, der gute Kerl, fängt mir nachgerade an, tief sinnig zu wer- den. Zehn Stunden lang steckt er täglich in seiner Hanswur- stenjacke, ohne zu wissen, wo er seine langen Beine lassen soll. Seit ehvorge- stern ging die Schelle in Summa nur vier Mal: das erste Mal hatte ich die Ehre, eine Mahnung we- gen rückständiger Miethssteuern in Empfang zu nehmen; das zweite Mal war der Milchmann eine Treppe zu hoch ge- laufen, nun, und die beiden andern Male begrüßte ich meinen lieben alten Freund Otto, der mir, wie gesagt, stets willkom- men ist, aber leider nicht dazu beiträgt, meine Börse zu fül- len. Scherz bei Seite, Otto, ich bin heute zu der betrü- benden Erkenntniß gelangt, daß ich diese

Gustave de Jonghe.

K. A. V. B. B. R. N. D. A. M. M. U. R.

Erbauung. Originalzeichnung von Gustave de Jonghe.

hinter der Befestigungslinie seines Daheim und freute sich seiner behaglich flackernden Eichenblöcke.

Unter den seltsam verummten Gestalten, die über den Bürgersteig der geräuschvollen Ernestinenstraße dahineilten, be- fand sich ein junger, wohlgewachsener Mann von vielleicht vier- undzwanzig Jahren, dessen vornehm bleiche Gesichtszüge einen außergewöhnlichen Grad von Unmuth verriethen. Aus der Brust- tasche seines Ueberziehers lugten einige Zeitungen hervor, die er von Augenblick zu Augenblick mit einer zerstreut aussehenden Handbewegung betastete, als müsse er sich immer und immer wieder von ihrer Anwesenheit überzeugen. Ein großer, dunkel- brauner Calabreser saß ihm halb verwegend, halb nachlässig im Nacken. Das schwarze, lockige Haar wehte ihm wildverworen um die Schläfe. Seine Lippen waren fest aufeinander gekniffen. Der Athem schob ihm in lebhafter Ausgiebigkeit durch die trogigen Nästern und verlieh seinem Antlitz in Verbindung mit den dunklen, flammensprühenden Augen etwas Geisterhaftes, Polizei- widriges. Ein „Unzufriedener“ aus Schiller's Fiesco mußte so

leidige Humoreske des Harrens keine vier Wochen mehr ansahle. Die kostspielige Einrichtung dieser ärztlichen Gemächer hat mein bischen Vermögen so ziemlich verarbeitet. Meine Schatulle pfeift auf dem letzten Loch, und wenn nicht ein Wunder geschieht, das heißt, wenn nicht endlich, endlich einer dieser Gel von Spießbü- gern anbeißt, so geht's mit mir über Bord! Du kannst mir dann ein Leichenpoem dichten!“

Otto hatte, während der Freund rebete, sein Haupt düster und nachdenklich auf die Brust sinken lassen.

„Edgar,“ sagte er jetzt in dumpfem Tone, indem er die Hand des jungen Arztes ergriff und heftig drückte, — „Fortuna ist eine Meke! So lange die Sonne ihre Bahnen geht, hat sich das Glück und der Erfolg stets nur an die Sohlen derjenigen geheftet, die es verstanden, der gewissenlosen Lorette den Hof zu machen.“

„Sehr gut!“ lachte Edgar in bitterem Hohne; „sehr gut! Unire Weltanschauung ist die gleiche, Otto! Laß uns einen Verein mitteleuropäischer Misanthropen gründen!“

„Sieh her!“ fuhr Otto fort, indem er die Journale aus seiner

Brusttasche holte. „Mir geht es nicht besser, als Dir. Ich habe Dir vor beiläufig einem Vierteljahr meine ‚Satiren‘ vorgelesen.“

„Das gelungenste Dopus, das in diesem papierernen Säckelchen das Licht der Welt erblickt hat.“

„Nicht doch! So hoch versteigen sich meine Prätensionen nicht. Aber ich möchte mit Lord Byron das Recht beanspruchen, da, wo so viele Krähen ungestraft ihr heiseres Lied frähen, gleichfalls eine Arie anzustimmen zu dürfen, ohne alsbald von den Zionswächtern der Kritik mißhandelt zu werden... Doch nein, ich will offen sein... Ich gestehe Dir, daß ich überzeugt bin...“

„In Deinen ‚Satiren‘ ein Meisterwerk geliefert zu haben! Das ist's ja, was ich sage...“

„Nein, Edgar, ich wiederhole Dir...“

„Und ich erkläre Dir bei meiner Ehre, daß Deine Wiederholungen mich kalt lassen. Siehst Du, Otto, es ist albern, wenn Du mir gegenüber eine falsche Bescheidenheit zur Schau trägt. Du weißt so gut, wie ich, daß die ‚Satiren‘ von Geist und Witz, von stimmungsvollen Schilderungen und humoristischen Einfällen überprudeln; daß keine Bosheit im Spiele ist, daß Dir den Ruhm der höchsten Originalität wegzudisputiren; kurz, daß Du eine Dichtung von classischer Bedeutung geliefert hast; und wenn die Kritik das Gegentheil behauptet, so bestärkt mich dies nur in meiner Ansicht von der Niederträchtigkeit aller irdischen Dinge.“

„Sie behauptet ja auch nicht direct das Gegentheil,“ stammelte der junge Dichter in sichtlich Verwirrung... „aber... ja, wenn... die Sache ist die...“

„Erkläre Dich deutlicher,“ unterbrach ihn Edgar mit einer komisch gravitätischen Handbewegung. „Ohne Umschweif: Was hast Du in Petto? Ich kann diese mädchenhafte Verschämtheit als das Symptom einer reinen Seele nur hochachten, aber mit einer geraden, biederen Unverfrorenheit kommt man rascher zum Ziele. Sprich, Jüngling!“

„Gut,“ sagte Otto. „Du sollst mir nicht nachsagen, daß ich Dein Gebot bezüglich der Promptheit meiner Enthüllungen mißachtet hätte. Vernimm also: Ich halte sämtliche Kritiker unsrer Haupt- und Residenzstadt für schwarze Verbrecher!“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.“

„Geflassen? O wüßtest Du, wie es mir im Busen kocht und siedet! Geriethe mir in diesem Augenblicke Huberti von der ‚Literarischen Zeitung‘ oder Kunzen vom ‚Abendcourier‘ in die Griffe, — ich weiß nicht, ob ich nicht morgen wegen einer schweren Körperverletzung zu verantworten hätte! Der anonymen Kritiker der ‚Freitagzeitung‘, der ‚Nachlampe‘, des ‚Telegramms‘, und wie die Blätter alle heißen mögen, gar nicht zu gedenken!“

„Sie haben Dich also übel mitgenommen?“

„Fah! denkst Du, ich würde mich um ein paar mehr oder minder parlamentarische Ungezogenheiten grämen? Im Gegentheil! Was kann der Satiriker anders erwarten, als Beschuldigungen und falsche Auslegungen? Wenn sie mir spaltenlange Injurien an den Kopf geworfen, wenn sie behauptet hätten, ich sei der ruchloseste, frivolste Poet, den je Kronion's Regen genäßt habe, — ich würde kein Wort darüber verlieren. Dergleichen superlativische Angriffe können nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Publikums wach zu rufen. Aber nein: sie loben mich!“

„Sie loben Dich? Und das bringt Dich so in Wuth?“

„Verstehe mich recht, Edgar. Es gibt ein Lob, das verlegt, beleidigt und schädigt, just wie es einen Tadel gibt, der erhebt und fördert. Doch Du wirst selbst urtheilen. Vor zehn Wochen sind die ‚Satiren‘ im Druck erschienen. Seitdem habe ich gesammelt, was ich von Besprechungen, Erwähnungen u. s. w. aufreiben konnte. Immer hoffte ich, Dir einmal eine vernünftige literarische Studie vorlegen zu können, in welcher das eigentliche Wesen meiner Satiren richtig erkannt und gewürdigt wäre: aber ich wartete vergeblich. Sieh, Edgar, ich bin wahrhaftig geduldig und nachsichtig. Als sie mir vor einem Jahre meine Novelle in Versen, die ‚Blonde Zofe‘, todtschwiegen, da sagte ich zu mir selbst: Beruhige Dich, Otto, es ist ein Erstlingswerk! Das zweite Mal wird's besser gehn! — Aber nun... weiß Gott, Edgar, es ist himmelschreiend!“

„Sie loben Dich, sagst Du? Und doch bist Du so mißgestimmt? Also klingt ihr Lob wie Ironie?“

„Nein, Edgar. Aber nimm einmal an, Du hättest eine Cur zu Stande gebracht...“

„Du lieber Gott!“

„Nun, was tustest Du? Das kann Dir über Nacht passiren. Ein einziger glücklicher Zufall...“

„Erinnere mich nicht an meine schwindsüchtige Schatulle, Dämon der Du bist!“

„Nun, es ist ja nur eine Annahme. Also, wie gesagt, nimm an, Du hättest eine Cur zu Stande gebracht, auf deren Gelingen Du so recht von Herzen stolz wärest. Und nun kommt ein Amtsbruder von Dir, der nur die größere Zahl der Jahre vor Dir voraus hat, den Du aber im Grunde zehnmal zu übersehen glaubst, und sagt dem Publikum in schulmeisterndem Tone, Du habest da etwas recht Braves geleistet, zumal für einen Anfänger... man könne das nur lobend anerkennen... und mit redlichem Fleiß und rastlosem Studium werdest Du es noch einmal zu einem recht brauchbaren Arzte bringen... Was würdest Du zu einem solchen Lobe sagen? Wie?!... Nun: diese Methode befolgt Huberti von der ‚Literarischen Zeitung‘ und Kunzen vom ‚Abendcourier‘. Huberti hat einen hämißchen, boshaften Charakter. Ueberall wittert er einen Concurrenten, der ihn verdunkeln könnte. Er hat vor einigen Jahren selbst ein Bändchen satirischer Poëten veröffentlicht, schauerhaftes Zeug, das ich nicht meinem Feind zur Lectüre wünsche, geschweige denn Dir und mir. Junge, aufstrebende Talente sind ihm ein Gräuel; erst wenn ein Autor das Zeitliche gesegnet hat, wird er für Herrn Huberti beachtenswerth. Da, lies nur das dumme Geschreibsel, und sag' selbst, ob man dabei nicht aus der Haut fahren möchte.“

Er reichte dem Freunde eins der mitgebrachten Journale, und wies ihm unter der Rubrik: ‚Humoristische Literatur‘ einen rothangestrichenen Passus.

Edgar las:

„‚Satiren‘, von Otto****. Das Bändchen enthält manches Ansprechende; auch ist der Reim hin und wieder nicht unglücklich behandelt. Doch scheint der Verfasser den Unterschied zwischen d und t, p und b, s und sz nicht zu kennen. Einzelne Schilderungen verrathen eine gewisse Gabe für die Naturbeobachtung. Wir möchten dem Autor das Studium Wieland's anrathen.“

„Nun?“ fragte Edgar, als er geendet hatte. „Ist das die ganze Kritik?“

„Nicht wahr,“ entgegnete Otto, „es ist eine Unverschämtheit, in unsrer an Humor ohnehin so armen Zeit ein fast 300 Seiten fernes Buch vom Schläge meiner Satiren mit fünf, sechs Zeilen

abzupfeifen. Aber das ist ächt Huberti'sche Manier. Gäbe er mehr, so würde die Geschichte dem Publikum zu sehr in die Augen springen. Wissenschaftliche Werke, Romane, Tragödien, — kurz, Alles was ihn nicht näher berührt, bespricht er in spaltenlangen Bravour-Artikeln. Wo aber seine eigne Krone ins Spiel kommt, da ist er knapper, als ein Spartaner.“

„Nun, und sein Colleague Kunzen vom ‚Abendcourier‘?“ fragte Edgar, als der junge Poet geendet hatte und sich jetzt hastig mit dem Taschentuch über das erglühende Antlitz fuhr...

„D, der treibt die Sache noch toller,“ versetzte Otto mit einem bitteren Kränzeln der Lippe. „Er macht gar kein Hehl daraus, daß ihm jede literarische Novität im höchsten Grade lästig und bedenklich ist. Man citirt Aussprüche von ihm, die classisch zu nennen wären, wenn sie etwas weniger brutal klangen. In seinen ‚kritischen Wanderungen‘ bespricht er ausschließlich die neuen Auflagen älterer Schriftwerke, deren Verfasser nicht mehr ‚gefährlich‘ werden können. Die Schöpfungen der Gegenwart erledigt er noch flüchtiger, als Huberti. Nur dem modernen Lustspiel widmet er eine eingehendere Aufmerksamkeit. ‚Die Bühne‘ — so sagte er neulich im Journalistenverein — ‚ist eine Welt für sich; sie hängt mit der übrigen Literatur nur äußerlich zusammen; ob sie an Ueberfluthung oder Ebbe leidet, — uns kann es gleichgiltig sein. Aber die Branchen, die uns unmittelbar betreffen, mit einem Worte, das gesammte nichtdramatische Schriftthum, — das ist der Boden, den wir zu schätzen haben! Es gibt nachgerade eine solche Unmasse von Halbtalenten, daß ein Kritiker von Tact und Charakter principiell jeden neuen Nachschub hindern muß. Sonst erstickt der überwuchernde Lohd den Weizen. Ich stehe daher jedem modernen Autor a priori feindlich gegenüber! Das sind seine ureigenen Worte. Was sagst Du dazu?“

„Der Mann hat wenigstens ein klar ausgesprochenes Programm, und obendrein ist die Methode bequem.“

„Aber gewissenlos! Himmel und Hölle, wenn die Kritik sich nicht unsrer erbarmt, woher soll denn das Publikum erfahren, daß wir überhaupt so frei sind zu existiren? Wir können uns doch nicht ausposaunen lassen, wie Malzextract?“

„Um! Wer weiß! In einer so niederträchtigen Welt sollten alle Mittel erlaubt sein.“

„Aber die Kosten? Wer bestreitet die Kosten? Du weißt, wir Poeten sind bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen.“

„Und wie hat sich denn nun Dein Herr Kunzen über die ‚Satiren‘ ausgelassen?“

„Hier lies!“

Edgar entfaltete die dargereichte Nummer des ‚Abendcouriers‘.

„Wohlfeile Ausgabe von Schiller's Gedichten...“

„Weiter unten,“ bedeutete ihn Otto.

„Bei meiner Ehre,“ versetzte der junge Arzt, „der Kritiker bespricht das ‚Mädchen aus der Fremde‘ und ‚Laura am Clavier‘ mit einer Ausführllichkeit, als ob Schiller erst vor zwei Monaten die Karlschule verlassen hätte...“

„Er hat das Glück, bereits im Jahre 1805 verstorben zu sein!“ senzte Otto. „Weiter unten...“

„Reisebilder von Heinrich Heine, ***te Auflage...“

„Weiter unten...“

„Dramatisches. — Karlsruher Theater. — Der Kafadu, großes Volksschauspiel in acht Akten und siebzehn Bildern von Ulrich Quickelher... Sieh da, sieh da, er versteht ja zu loben, der Signor Kunzen... Treffliche Situationen... geuuder Humor... tüchtige Weltanschauung... ei, ei, das klingt ja sehr befriedigt... sehr befriedigt... Aber wo steht denn nur der Passus über Deine ‚Satiren‘...? Ah, richtig, hier: ‚Ein recht empfehlenswerthes Büchlein...‘ Ob Herr Kunzen wohl mehr davon gelesen hat, als den Titel...“

„Ein recht empfehlenswerthes Büchlein!“ wiederholte Otto.

„Und nun frag' ich Dich, wer soll sich auf diese Betsche hin für mein Dopus interessieren...?“

„Ja, da weiß ich Dir keinen andern Rath, als den: Schreibe ein Volksschauspiel in acht Akten und siebzehn Bildern!...“

„Du weißt, ich habe kein dramatisches Talent...“

„Das ist auch nicht nöthig. Ich habe den ‚Kafadu‘ gesehen... Ich verfidere Dich, einen solchen brütest Du im Schlaf aus.“

„Aber, carissime, wenn ich doch keinen Beruf dazu fühle...“

„So laufe zeltelns als verkanntes Genie herum, — oder besser noch, — stirb! Wenn Du erst einmal draußen im Grünen liegtst, wird Herr Kunzen Dich gewiß für einen großen Dichter erklären!“

Otto wollte etwas erwiedern, als es leise an die Thür klopfte. Edgar fuhr empor.

„Herein!“ rief er mit einer Stimme, die sich vergeblich bemühte, gleichgiltig zu klingen.

Es war nur Franz, der Bediente.

Berschämt lächelnd steckte er sein breites Gesicht durch die Flügelporte.

„Hol' Dich der Henker!“ polterte der junge Arzt in energischem Fortissimo. „Ich denke Wunder, wenn Du mir anmelden willst, und nun schneidest Du Dein stereotypes, dummes Gesicht, dem man auf hundert Schritte ansieht, daß wir nach wie vor in der Dinte sitzen!“

„Erlauben Sie, meine Herren, daß ich in Demuth näher trete?“ fragte der Bediente, noch immer grinsend und schmunzelnd.

„Was willst Du? Sprich rasch und mach', daß Du wieder auf Deinen Posten kommst.“

„Ach ja, Herr Medicinalrath. Es könnte ja Jemand klingeln...“

Edgar mußte lachen.

„Ich glaube, Du willst mich zum Besten halten. Warte, Burische, ich reibe Dir Deine langen, purpurnen Ohren!“

„I, meine Ohren sind so übel nicht, Herr Medicinalrath. Verzeihen Sie, meine Herren, aber vermöge dieser langen Ohren habe ich wider Willen gehört, was die Herren miteinander gesprochen haben...“

„So! Gelautsch hast Du also!“

„Beileibe nicht! Nur ganz per Zufall!“

„Ich kenne das. Was sagst Du dazu, Otto?“

Otto zuckte die Achseln.

„Nun, und was soll's, Spitzbube? Zum Glück war weder von Staatsgeheimnissen noch von Herzensangelegenheiten die Rede...“

Franz kreuzte wie zum Zeichen seiner grenzenlosen Ergebenheit die Hände vor der Brust und verneigte sich.

„Und wenn selbst, Herr Doctor... Sie kennen mich! Seit vier Jahren bin ich in Ihren Diensten... Sagen Sie selbst, Herr Doctor...“

„Es ist wahr, Du bist ein ehrlicher Kerl, Franz. Aber nun laß die langweiligen Redensarten und komm' zur Sache. Was willst Du?“

„Nun, wie ich also draußen sitze und höre — ganz per Zufall, Herr Doctor — da klingt mir mit einem Male mein rechtes Ohr. Halt! sage ich zu mir selbst. Halt, Franz! Dein rechtes Ohr klingt! Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, jedesmal, wenn mir das rechte Ohr klingt, kommt mir eine glückliche Idee...“

„Nun, und?“

„Nun, ich passe also auf meinen inneren Menschen auf, um die glückliche Idee ja sofort beim Schopfe zu packen! Richtig! Da taucht sie auf... Ich greife zu... Schwapp... Da ist sie!“

„Du bist doch immer noch der Alte!“ versetzte Edgar mit sichtlich Heiterkeit. „Und was ist das für eine Grille, die Du auf die angegebene Weise gefangen hast? Wieder so ein Vorschlag im Genre Deiner Lebensinctur? Ich kann mir schon denken, wo die Sache hinausläuft.“

„Ich wette, Herr Doctor, daß Sie's diesmal nicht errathen, und wenn Sie alle Ihre Gelehrsamkeit aufbieten! Meine Idee bezweckt nichts Geringers, als Ihnen und dem Herrn Otto mit einem einzigen Geniestreich aus der Patzche zu helfen!“

„Du redest vermessnen, Sklave!“

„Nicht so vermessnen, als Sie glauben. Mein Plan gründet sich auf eine genaue Erwägung der Sachlage. Ich habe Alles gehört, was Herr Otto Ihnen über die Zeit- und Weltverhältnisse mitgetheilt hat. Die heutigen Kritiker...“

„Jetzt wird die Sache pikant!“ rief Otto lachend, indem er seine Journale zusammenpackte. „Also: die heutigen Kritiker...“

„Na, was soll ich lang reden, meine Herren! Ich sehe, Sie trauen mir Nichts zu; sie zweifeln an meiner gefunden Vernunft. Da halt' ich lieber, mit Respect zu vermelden, das Maul...“

„Nicht doch!“ sagte der junge Arzt, indem er seinem Freunde einen beschwichtigenden Wink gab. „Sprich frei von der Leber weg; wenn Deine Hirngespinnste Nichts nugen, so schaden sie auch Nichts. Vorwärts!“

„Ich habe also einen Vetter, der ist beim ‚Abendcourier‘, was man Stadtreporter nennt. Wenn z. B. ein Kind von einer Droschke überfahren worden ist, oder wenn Einer Eine entführt hat, oder wenn sich Einer den Hals abgeschnitten hat, so sieht sich mein Vetter die Geschichte an und notirt sich's, und das kommt dann unters Vermischte, und mein Vetter hat mir hundertmal gesagt, er hätte von sämmtlichen Mitarbeitern des ‚Abendcourier‘ die meiften Leser... Selbst Herr Kunzen schlägt immer hinten drin herumstöbert hat, so schreibt er zur Abwechslung eine kleine Kritik, und dann amüßirt er sich wieder am ‚Verschiednen‘. So durchblättert er sechs, sieben Journale; — mein Vetter kennt Einen, der es selbst mit angesehen hat...“

„Und was soll uns das nützen? Willst Du die ‚Satiren‘ meines Freundes etwa unter den Unglücksfällen besprechen lassen?“

„Ich denke nicht daran, Herr Doctor, ich denke nicht daran. Mein Plan ist viel tiefsinniger. Aber soll ich den Herren nicht eine Flasche Rüdeshheimer...?“

„Du furchtest Dir wohl eine trockne Kehle zuzuziehen, pffiffster aller Livretträger? Gut, hole eine Flasche Rüdeshheimer! Ich fange an, zu glauben, daß Du in der That etwas Leidliches in Petto hast. Oder besser, hole gleich zwei Flaschen! Was sagst Du zu diesem Original, Otto?“

Der junge Autor schüttelte den Kopf, als sei er mit sich selbst noch nicht völlig im Klaren. Franz aber eilte auf bestülgelten Sohlen nach dem Keller undkehrte nach wenigen Minuten mit drei blauegelagelten Bouteillen zurück.

„So,“ sagte er, indem er nach Athem rang. „Wir können's uns schon erlauben, Herr Medicinalrath! Das geht einstweilen aufs Conto Ihrer künftigen Praxis. Ich will diese drei Flaschen allein trinken, wenn Sie nicht in vier Wochen der beliebteste Arzt des ganzen Stadtviertels sind. Meine Idee ist unfehlbar!“

„So leg' los, Pontifex!“ rief Edgar; „zuvor sieh' indeß einmal nach der Flamme im häuslichen Herde. Es ist niederträchtig kalt in dieser ververkstchten Welt.“

Franz warf einen Arm voll Holz in das lodernde Kamin, entforzte eine der diebauchigen Flaschen und setzte sich dann auf einen Wink seines Herrn in den nächsten Lehnstuhl, — leicht und behaglich, ohne indeß die Rücksichten, die er dem Gebieter und dessen jugendlichem Freunde schuldete, außer Acht zu lassen.

Edgar goß die golbfunkelnden Fluthen in die Gläser und warf sich dann langwegs auf den Divan, während Otto erwartungsvoll auf und nieder wandelte.

Eine Stunde später waren die drei Flaschen bis auf den letzten Tropfen geleert, Franz hatte seine Idee bis auf die feinsten Detailzüge entwickelt, und die beiden Freunde schienen mit dem Resultate ihrer Sitzung im höchsten Grade zufrieden.

„Verlaß Dich darauf, Otto,“ sagte Edgar, indem er dem schwebenden Autor die Hand drückte, „die Geschichte wird glücken! Wer auf die Schwächen dieser tristen, sublunariſchen Existenzen speculirt, der verrecknet sich nie! Auf naturgemäßen Wege gelangen wir nun einmal nicht zum Ziele: also schlagen wir den Pfad der Extravaganzen ein! Gott befohlen, Otto! Spiele Deine Rolle mit gewohnter Genialität und pauke Deinen Heinrich ordentlich ein. Was Franz und mich betrifft, für uns stehe ich! Adieu, lieber Junge!“

Der Verfasser der „Satiren“ eilte mit hastigen Schritten die Treppe hinunter. Edgar aber sagte in feierlichem Tone zu seinem Bedienten:

„Franz! Wenn Alles nach Wunsch geht, so sollst Du fünfzig Thaler Zulage und einen goldbordirten Dreimaster bekommen!“

Worauf der Diener erwiederte:

„Herr Medicinalrath, die Zulage acceptire ich; dagegen möchte ich beantragen, den Dreimaster in Rüdeshheimer umzuſehen.“

Und somit waren die Präliminarien geregelt.

(Schluß folgt.)

Der Halschmud.
Von Dr. Georgens.

Gleichwie der Kranz und der Gewandsaum, welche der weiblichen Toilette oben und unten den Abschluß geben, gehören auch der Gürtel, das Hals- und Armband zum Ringeschmud. Durch die Umsirkelung des Hauptes und Halses, der Taille und des äußersten Saumes am Kleide wird die Gestalt proportional gegliedert. Der Gürtel trennt die Hüfte vom Unterkörper, und der Halschmud bildet zwischen dem Diadem und dem Gürtel die Vermittlung. Die Umsirkelungen müssen sich in Stoff, Form und Musterung dem Zwecke anpassen, dem sie dienen.

Der Halschmud darf nicht wie das moderne Armband oder die Armbassel die Form einer breiten glatten Spange oder eines zugefchnallten goldenen Riemens haben, als ob der Hals dadurch zusammengehalten sei. Schon ein breites Sammetband um den Hals, das etwas zu verdecken scheint, ist unschön.

Der Halschmuck wird seinen Zweck am umfassendsten erfüllen, wenn er dazu dient, die Schönheit des Halses, dessen blendende Weiße oder sein dunkles warmes Incarnat zu heben, den Reiz der schlanken Säule zu vermehren oder den etwas zu gestreckten Hals kürzer, den ein wenig zu breiten schlanker erscheinen zu lassen.

Das Collier kann nur bei ausgeschnittenen Kleidern, bei voller Toilette im Salon zu seiner ganzen Geltung kommen, es ist vorzugsweise derjenige Schmuck, welcher einen reichen und eleganten Anzug bedingt, während Ohrgehänge, Armband und Broche auch bei einfacher Haus- und Gesellschafts-Kleidung getragen werden. „Das Halsband“, wie das Collier früher allgemein bei uns genannt wurde, trug man stets bei großen Feiernlichkeiten, wenn auch periodisch, bei der Tracht der hohen Kleider, die Fräulein à la Betsy und der Stuarttragen den Hals umgaben, und statt des Colliers goldene Ketten in schweren Gehängen auf die Brust herabhielen. Die Broche dagegen ist modern; an ihrer Statt hatte man früher die Tuchnadel, zierlich, klein und symbolisch in der Form. Friedrich Wilhelm IV. schenkte der Fürstin von Liegnitz eine kostbare Tuchnadel, die ein Stiefmütterchen darstellte.

Der Halschmuck nahm je nach der Mode, welche die Zeit mit sich brachte, verschiedene Gestalt an. Er bestand entweder aus einer einzelnen Perlenkette mit einem zierlichen Hängelgeschloß oder aus mehreren Ketten edler Perlen, von denen die erste, dem Halse zunächst liegende bedeutend kürzer, als die zweite war, während die dritte fast bis zum Gürtel herabhängt. Auch wählte man vier bis sechs gleich lange Perlenketten, von einem Medaillonhänger, auf welchem ein antiker Gemmetopf oder ein von kleinen Perlen umfaßter Edelstein glänzte, zusammengehalten.

Die Ketten reihen farbige Kerne, Glasperlen, Steine und Knochen, auch Thierischwänze aneinander, bilden daraus Halsgeschmeide und geben dem ästhetischen Verlangen nach Ringelringel den richtigen Ausdruck. Während sie das Haupt mit einem Kranz von Federn, die aufwärts gerichtet ihren Trägern das Ansehen größter Herrlichkeit verleihen sollen, umgeben, verflüchten sie es nicht, auch den Hals zu umringen.

Ein natürliches Schönheitsgefühl lehrt sie, bei der Bekleidung das Gesetz der Symmetrie und der Abwechslung zu beobachten; ebenso kennen sie die Macht der Contraste und geben dem dunkeln Teint das brennende Roth, das leuchtende Weiß, das funkelnde Gold zum Schmuck. Die Strahlenbrechung der farbigen Steine, das Funkeln und Blitzen des Metallischen auf dem lebenswarmen Incarnat entzündet das Auge des Naturmenschen nicht minder, als das des Gebildeten, und je nach der künstlerischen Entwicklung eines Volkes gestalteten sich auch stets die Gegenstände ihres Schmuckes. In Aegypten trug man Edelsteinketten als Halschmuck, Goldgewebe in Kragenform mit Edelstein-Perlen oder Einfassung. Die Ätiner besaßen, ehe sie Colliers hatten, ihre Kleiderauschnitte um den Hals mit Goldblechschiffchen. Die Rasken haben die rabinischen Federketten, die in allen Farben spielen. Die Italiener lieben das aus Matten und Glöckchen, Ketten und Bildern zusammengesetzte Halsband.

Der von C. Ansoerge in Rom ausgeführte Halschmuck erinnert trotz seiner modernen Eleganz an die antike römische Periode. Statt der damals gern angewendeten Götterbilder, Amulette und symbolischen Thierbilder in Relief- oder Mosaikearbeit, auf runden oder länglichen Plättchen, ist bei diesem Schmuck die geometrische Figur vorherrschend. Neuerdings bot der Schmuck, den die italienische Prinzessin bei der Tauffeierlichkeit in Potsdam trug, einen Beweis von der Vortrefflichkeit römischer Goldschmiedekunst; derselbe bestand in einem mehrgliedrigen Collier, dessen Mittelschlußstück ein traubenförmiger Solistair bildete. Die mehrere Zoll langen Ohrgehänge, sowie das Diadem, konnten ein jedes für sich als ein seltenes, beinahe unübertreffliches Schmuckstück gelten.

Jeder Schmuck muß den Eindruck der Eleganz machen, ohne im entferntesten plump zu erscheinen; wenn er dabei zugleich einem Gedanken Ausdruck gibt, dem des Reichthums, der königlichen Würde und Hoheit, des festen Zusammenhaltens, so gewinnt er an Schönheit. Ein gedankenloses Nebeneinanderstellen von Formen und Formen, wie dies im Rococogeschmack liegt, ist am allerunstatthaftesten bei werthvollen Schmuckstücken, die nicht nur für den Augenblick bestimmt sind und dem raschen Wobwechsel nicht unterliegen dürfen, vielmehr die Idealität des Stoffes, des reinen Goldes, die Kunst es ebel zu formen und die Juwelen von oft unbeschreiblich hohem Werthe zu schleifen und zu fassen, zur Darstellung bringen.

Immer ist bei der Anordnung des Halschmuckes die Beziehung zum Mittelpunkte — zum Halse — zu beobachten, und sind die Wirkungen des Farbenpiels so zu berechnen, daß die Vorzüge des Incarnats durch den Farbencontrast hervorgehoben, oder dessen Mängel möglichst ausgeglichen werden. Sei es durch den matten Bernstein oder die hochrothe Koralle, den funkelnden Smaragd oder die milchweiße Perle, den gluthollen Rubin oder das seegrüne Licht des Aquamarin. Die brünnelten Römerinnen trugen hochrothe Jasintinen und olivengrüne Krysolithe, die Griechinnen und Türkinen ließen vorzugsweise die blaurothe Koralle, die Negersinnen dagegen geben der Blutrothe den Vorzug, am liebsten wählten sie die fischgrünen Korallenfugeln, die den Glanz ihres schwarzen Körpers und ihrer feurigen Augen noch erhöhen, zum Schmuck, und die Japanesinnen ziehen Korallen selbst den Edelsteinen vor. In Spanien tragen fast alle Mädchen des Mittelstandes Korallenhalshänder. Die blonden Töchter Albions geben dagegen dem himmelblauen Türkis und den weißen Perlen den Vorzug. Der farblose Diamant und der Bergkristall sind am wenigsten wirkungsvoll zur Hebung des Teints für Bräunneten wie für Blondinen.

Erinnerungen.

Von Karoline Bauer.

Nachdem ich „Die Bärenjäger“ von Wilibald Alexis gelesen hatte, stellte ich an meinen Freund und glühenden Verehrer Adolf von Minutoli (Bruder des nachherigen Polizeipräsidenten in Posen, Sohn des Generals Minutoli, dessen Gattin eine so interessante Reise — nach dem Orient — anziehend schilderte) die Frage: Kann man denn nie den Verfasser zu Gesicht bekommen? Wie gerne möchte ich ihm selbst sagen, welchen Eindruck sein Werk auf mich ausübte. Zwar vertröstete mich Adolf's von einer Gesellschaft zur andern — Wilibald Alexis hat versprochen zu kommen — aber er kommt nicht — ist Ihr Freund denn menschlicher und ungesellig? „Keineswegs“, entgegnete der junge Baron, den ich wegen seiner süßlichen Züge und brandschwarzen Augen scherzend „den Orientalen“ nannte, „aber wie ein Mädchen schüchtern und bleibt dem Geräusch der Welt, wenn auch nicht von Bekannten und Freunden, am liebsten ferne; doch will ich ihm zureden, nächstens bei Adolf's einer Gesellschaft beizuwohnen, damit Sie Ihre Neugierde befriedigen können.“

Ich dankte ihm bestens für dies Vorhaben und sagte zur Mutter, nachdem er uns verlassen hatte: Der Baron ist doch ein charmanter Verehrer, stets gefällig und aufmerksam. Wie hübsch ist es doch überhaupt, daß man junge lebenswürdige Leute in Berlin bei sich empfangen kann — so recht wie freundlich gesinnte Genossen, denen es nicht einfällt, die Cour zu machen oder gar sich zu verliehen — unbefangen — wie mit guten Kameraden kann man mit ihnen verkehren, tanzen und vergnügt sein.

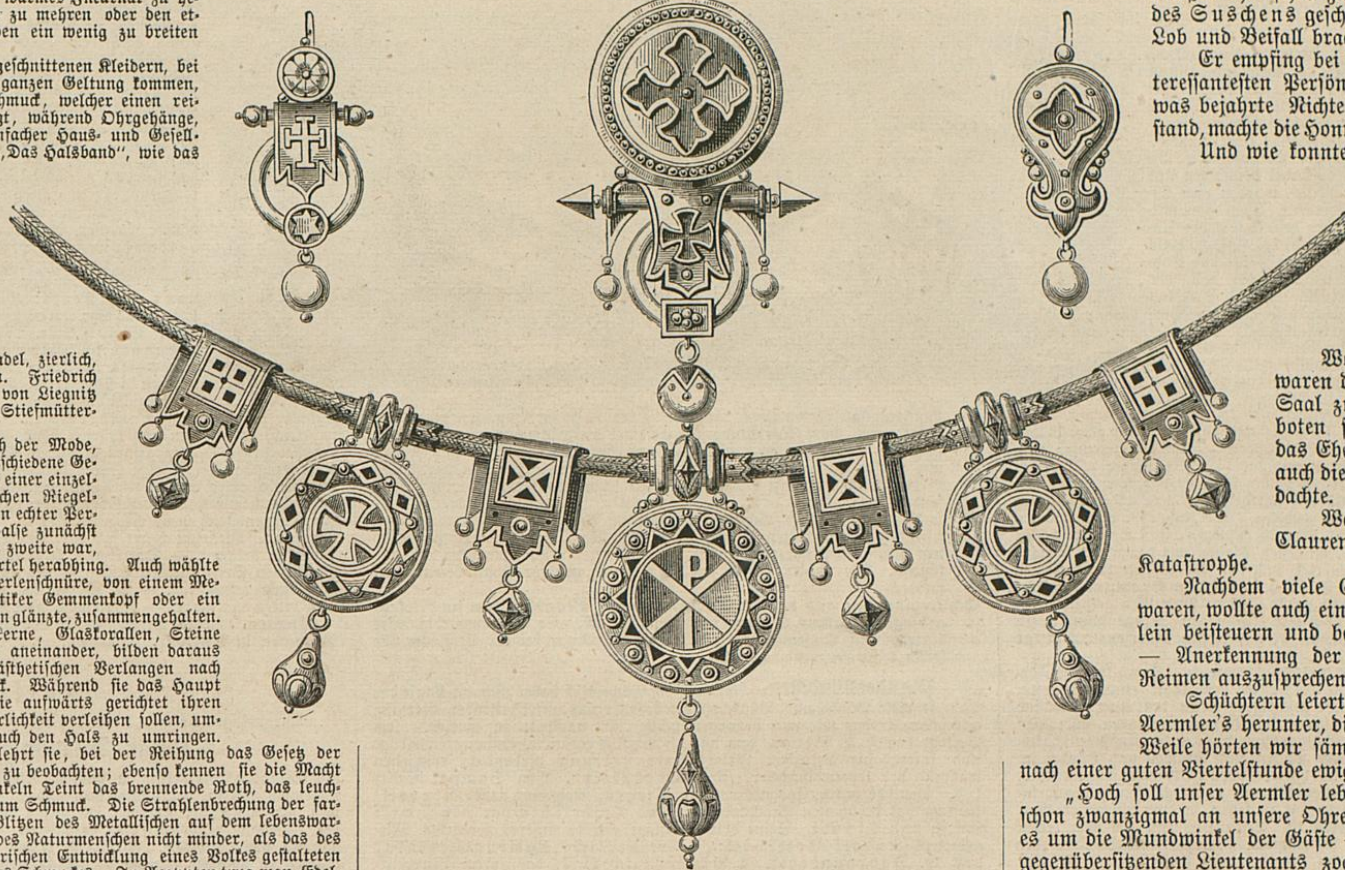
Von Minutoli erhielt ich das erste Gedicht in der schönen Residenz nebst einem Erdbeerstrauch, allerliebste in einem grünen eleganten Blumentopf.

So ein erstes Gedicht bildet für ein siebenzehnjähriges Mädchen ein Ereigniß! wenigstens steigerte es mein Selbstgefühl außerordentlich, ich lernte es auswendig und hab' es bis heute nicht vergessen. Es begann:

„Nimm, holde, die Früchte des Frühlings freundlich auf“, u. s. w. u. s. w. — Natürlich folgte der Vergleich mit purpurn-rothen Lippen und Erdbeeren, was ich reizend fand, indessen ich die Früchte — es mochten sechs bis acht sein — höchst vergnügt schmauste.

Collier, Ohrgehänge und Broche von C. Ansoerge in Rom.

(Aus der „Stuttgarter Gewerbehalle“.)



Minutoli freute sich meiner Erfolge am Königsstädtischen Theater, berichtete aber auch gewissenhaft, in welcher Rolle ich weniger angeprochen hatte; er durfte unangemeldet uns besuchen und einstens geriet er in Gefahr, von mir erwürgt zu werden — was uns unbeschreiblich amüsirte.

Der kleine Balletmeister Locher, der auf einer winzigen Violine die Tänze, welche er einstudirte, accompagnirte (wie der Tanzlehrer in Bleak-Houise von Dickens), lobte eben enthusiastisch den Shawl-Tanz, den ich nach seiner Meinung trefflich executirte. Da — als ich die himmelblaue Echarpe so recht kühn schwang — trat Minutoli ins Zimmer — das Anklopfen hatten wir wegen des Violinspiels überhört — die Echarpe flog ihm um den Hals, und im Schwenken zog ich sie fester an, statt die Schlinge zu lösen.

Die Gruppe würde sich gar nicht übel als komisches Genrebild ausgenommen haben. Das dunkelgelockte Haupt des Verehrers — himmelblau umschlungen — der kleine stammende Locher — die besorgte Mutter — und meine Benigkeit, die erwürgenden Pispel in Händen.

Als ich viele Jahre später seinem geistreichen Bruder, den ich in Posen kennen lernte, die Episode erzählte, meinte er lachend: „Oh! Adolf wäre sicher gern durch Ihre Hand gestorben!“ was ich aber verneinte.

Minutoli hatte denn wirklich Wilibald Alexis veranlaßt, nach dem Thiergarten, ins gastliche Haus des Justizraths Rudolf zu wandern.

Häring ward beim Diner mein vis-à-vis, so daß ich ihn genau betrachten konnte.

Er sah aus wie ein schwächlicher, blasser, vom vielen Studium ermüdeten Assessor — sein Antlitz war nicht schön, aber einnehmend, besonders den Mund umspielte ein freundlicher Zug. Die Augen verbargen Brillen, doch konnte ich bemerken, daß sie geistvoll blickten.

Er sprach wenig, aber was er sagte, hatte Hand und Fuß; er versuchte nicht das Gespräch zu beherrschen, wich jedoch gestellten Fragen nicht aus. Wilibald Alexis frapirte nicht, aber mußte für sich einnehmen durch sein bescheidenes, mit Würde verbundenes Benehmen. An mich richtete er kein Wörtchen, er schien mich kaum zu bemerken, was ich ihm beinahe verübte. — Minutoli versicherte freilich, ich habe meinem Freund gefallen, aber so übermüthig ausgesprochen, daß er nicht gewagt hätte, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen.

Ich sah Wilibald Alexis nicht wieder.

Eine ganz verschiedene Persönlichkeit war A. von Tromlitz (Karl August von Wigleben), ein großer, stattlicher, sehr lebensmüthig aussehender, wenn schon älterer Herr. Seine Romane wurden damals, in den zwanziger Jahren, sehr gerne gelesen, und Tromlitz nahm das ihm gespendete Lob wohlgefällig in Empfang.

Ich dagegen vermochte gar nicht zu begreifen, wie ein junges schönes Fräulein sich hatte entschließen können, ihn zu heirathen, und grollte ihm förmlich, daß er das liebliche Wesen uns entzog, um nach einer kleinen, in einem Weinberg gelegenen Besitzung bei Dresden überzusiedeln.

Die Pappenheimer waren das letzte Werk Tromlitzens, das ich las; sie, deren Kampf er mit Löwen und Tigern verglich, nahmen mir alle Lust zur Wiederholung solcher Schreckensbilder. Erst später, als Saphir äußerte: Eine sanfte Todesart für ihn solle darin bestehen: sich einen Tromlitz'schen Roman durch den Kopf zu jagen, wurde mir klar, weshalb mich Tromlitzens Schöpfungen nicht zu begeistern vermochten.

Er soll noch viele Jahre auf seinem Weinberg, sorgfältig von der holden Frau gepflegt, gelebt haben, was ich ihm von Herzen gönnte — trotz der Pappenheimer.

Der dritte damals in Berlin sehr gefeierte Schriftsteller — auch ungemein beliebt wegen seines Humors und prächtigen Charakters, war Claren (Geheimerath Heun). Die Mutter und ich schwärmten förmlich für den liebenswürdigen Klingsberg — und Sohn Karl — Klingsberg jun. — denn so nannten die gottlosen Berliner Vater und Sohn. — Wohlwollender, treuer ergeben, wie den Vater Klingsberg hatten wir Niemand erfunden. Er wurde zu Rath gezogen, er half durch, wenn ich mich

unbesonnen in Angelegenheiten verwickelt hatte, ich mußte ihm schon zugethan sein, weil er die Rolle des Süßens geschaffen, die mir so viel Freude, Lob und Beifall brachte!

Er empfing bei sich die angesehensten und interessantesten Persönlichkeiten; und eine schon etwas behärrte Nichte, welche dem Hauskalt vorstand, machte die Hommurs auf die taktvollste Weise.

Und wie konnten Vater und Sohn vergnügt sein und fröhlich lachen! Unvergeßlich ist mir ein Fest geblieben, das Commercienrath Aermler zu Ehren seiner silbernen Hochzeit Freunden und Bekannten im Thiergarten gegeben.

Wohl über hundert Personen waren da in einem schön geschmückten Saal zu sehen, und die Gäste überboten sich in Aufmerksamkeiten für das Ehepaar, das allem Anschein nach auch die goldene Hochzeit zu feiern gedachte.

Während des Soupers rettete Claren's Opfermuth uns von einer

Katastrophe.

Nachdem viele Gedichte vorgetragen worden waren, wollte auch ein blasser Jüngling sein Scherzlein beistimmen und begann seinen Erstlingsversuch — Anerkennung der Verdienste Aermler's — in Reimen auszusprechen.

Schüchtern leierte er monoton die Biographie Aermler's herunter, die ganze Lebensgeschichte. Eine Weile hörten wir sämmtlich geduldig zu, als aber nach einer guten Viertelstunde ewig der Refrain wieder erschien:

„Hoch soll unser Aermler leben!“ und diese Strophe wohl schon zwanzigmal an unsere Ohren geklungen hatte, da zuckte es um die Mundwinkel der Gäste — der Schnurrbart eines mir gegenüberliegenden Lieutenants zog sich bald rechts, bald links hinan, Aermler nebst Gattin wurden verlegen — ich auf dem Punkte aufzulachen und damit das Signal zu geben zu homerischem Gelächter — da erhob sich Claren, riß dem ruhig Fortklierenden das voluminöse Gedicht aus der Hand mit den Worten: „Es ermüdet Sie, Verehrtester, zu sehr; ich will als Mann von Fach das Gedicht zu Ende bringen; es ist charmant!“ und nach dem ersten Anlangen bei „Hoch soll unser Aermler leben!“ nahm er sein Glas, forderte die Gäste auf, das Gleiche zu thun, und rief überlaut:

„Hoch soll unser Aermler leben — Ein Vivat ihm und der theuren Gattin!“

„Tusch — Tusch“ — schrie Klingsberg jun. den Musikanten zu, und unter Trompetengeschmetter, Gläserklingen verstummte der ermüdende Nachtrampf.

Ich bemerkte noch, wie Claren dem Dichter einige Worte zuflüsterte, worauf dessen blaße Wangen sich rötheten, und er wie dankend mit dem Kopfe nickte.

Wenige Monate nach diesem heiteren Feste weinte Vater Klingsberg Kummerthänen, Thränen des tiefsten Schmerzes, denn sein einziger Sohn, sein geliebter Karl, starb an Nervenfieber.

Wir trösteten nach Kräften, besuchten den trauernden Vater öfter, aber wir bemerkten, daß er schwer von dem Schicksalsschlag getroffen sei, und bangten für seine Gesundheit.

Als ich aber 1834 im November in Berlin gastirte, fand ich ihn trotz der verfloffenen fünf Jahre nicht älter geworden — seine gute Natur und sein heiteres Temperament hatten ihm durchgeholfen.

Er stellte uns seine junge schöne und gemüthvolle Gattin vor und zeigte uns, vor Entzücken strahlend, sein kleines Töchterlein, welches er Süßchen hatte taufen lassen.

Wir freuten uns aufrichtig des Glückes unseres alten, bewährten Freundes und brachten trauliche Stunden in seinem hübschen, wohllichen Hause zu.

Lebewohl! sagte ich ihm als Süßchen. Als Abschiedsrolle hatte ich diese meine Lieblingsrolle gewählt, er kam nach dem Hervorrufen auf die Bühne — als Autor des Stückes durfte er es — und versicherte: mein Süßchen hätte ihm Thränen des Entzückens entlockt.

Wir sahen uns nicht wieder.

Von Claren's Schöpfungen darf man wohl behaupten, daß sie total verschollen, und doch, wie enthusiastirten sie damals! wie stolz kamen die Künstlerinnen der Aufforderung nach, in seinem Kalender „Vergißmeinnicht“ zu figuriren! auch mein Bild wanderte nach Wien — das von Krüger gezeichnete — um dann verkleinert im Jahrgang 1828 in benanntem Vergißmeinnicht zu erscheinen.

Es war mir eine liebe Aufgabe, das Andenken an den alten Claren zu erfrischen. Die Erinnerung an Heun ist mit der schönen edlen Kunstperiode meiner Jugendzeit verwoben, mir also unvergeßlich theuer.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid von schwarzem Seidenreps; Ueberkleid von dunkelgrauem Bigognestoff mit schmalen Weißstreifen und Schleifen von schwarzem Grosgrainband garnirt.

Figur 2. Unterkleid von dunkelbrauner Seide, Ueberkleid von brauner Seidenpopeline mit Wendeln von braunem Sammet besetzt; die Weste und der vordere Theil des Ueberkleides sind von gleichem Stoff in hellerer Nuance und mit braunem Sammetstreifen besetzt.

Figur 3. Kleid nebst Ueberkleid von grauer toile-de-laine mit Schrägstreifen von schwarzem Sammet ausgestattet.

Figur 4. Kleid nebst Tunika von blau und grün gemustertem Tartan; die Tunika ist am Außenrande in Zaden ausgeschnitten, mit schwarzem Sammet eingefasst und mit einer Sammetcharpe gefasst. Schleifen von schwarzem Sammetbande bilden die Garnitur. [29, 502]

Auflösung des Rebus Seite 296.

„Lampenschein.“
(Gase = Lampe, scherzhaft im Plural Lampen.)

Charade.

Gast du dein Zweites im Ersten erricht,
Wer kann dir's wehren?
Wenn auch das Ganze zusammenbricht,
Niemand wird's hören.

Correspondenz.

Rebus.

Mehrere Abonnentinnen. Die jährliche Preisvertheilung an die Schüler und Schülerinnen der Unterrichtsanstalt des Deutschen Gewerbe-Museums zu Berlin fand am 11. August d. J. statt. Sie bildete wie gewöhnlich den Schluß der Ausstellung der Schüler-Arbeiten. Nachdem der Leiter der Compositions-Classe, Herr Baumeister Luthmer, in längerer Rede die zweedmäßigste Verwendung der Sammlung und Bibliothek besprochen und den Schülern ans Herz gelegt hatte, wurden vom Director Brunow die Prämien vertheilt. Den dabei mitgetheilten statistischen Notizen über den Besuch der Unterrichts-Anstalt entnehmen wir, daß die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen, die in Folge des Jahres 1870 etwas herabgegangen war, wieder auf mehr als 500 pro Quartal gestiegen ist. Dieselben werden theils Abends von 5 1/2 bis 9 1/2 Uhr, theils Sonntag Vormittags in 12 Classen — deren einige zwei, selbst drei Abtheilungen haben — in beschreibender Geometrie, im Bau- und Maschinenzeichnen, Ornamentzeichnen, Zeichnen und Malen nach Gipsabgüssen, Figurenzeichnen und Componiren kunstgewerblicher Zeichnungen jeder Art unterrichtet. Der Modell-Unterricht wird in zwei Abtheilungen — für ornamentale und für figurliche Arbeiten, der Unterricht im gewerblichen Zeichnen für Damen in drei Abtheilungen — für Ornamentzeichnen, Blumenzeichnen und Composition ertheilt. — Seit länger als einem Jahre werden Damen zum Besuch aller Classen zugelassen, ohne daß bisher die geringste Unzulässigkeit stattgefunden hat. Der Erfolg ist vielmehr außerordentlich günstig gewesen. Die Zahl der eingetretenen Damen ist im letzten Vierteljahr über 60 gestiegen; ihre Arbeiten haben bei der Ausstellung in den verschiedenen Classen mit denen der übrigen Schüler höchst vortheilhaft concurrirt und von 38 Preisen 11 erworben. Zu den Damen-Prämien hatte F. K. H. die Frau Kronprinzessin auch in diesem Jahre wieder zwei große silberne Medaillen gesendet.

Fr. H. in S. In Dresden empfehlen wir Ihnen den „Frauenclub“; ein zweites wohlzuachtendes Pensionat für das reifere Mädchenalter ist das von Frölich in Vorn.

Bozener und Henriette in der mährischen Schweiz. Durch kräftige Farben, wie Hochroth, Orange und Gelb wird der Teint einer Brunette gehoben. Für junge Mädchen eignen sich Blumenornamente und zwar leichte, raufenartige. Schwere Bandansatz dient mehr den Gesellschafts-toiletten, als dem Ballsaal, doch wirken auch Blumen und Bänder im Verein vortheilhaft, wenn sie in harmonischer Farbzusammenstellung angebracht sind; man vermeide aber, Blumen und Schleifen so anzubringen, daß man gewöhnt ist, sich darauf zu legen, da eine chiffonirte Garnitur ein Widerspruch an sich selbst ist. Lesen Sie, um sich über diesen Punkt näher zu unterrichten, die Kapitel: „Farben und Stoffe“, „der Schmuck“ und „Frauenhaar“ im „Geist des Schönen“ von J. M. von Gayette-Georgens, Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung.

Soubff wird um Einsegnung gebeten.

Abonnentin Berlin. Allerdings, diese Genügsamkeit ist unwahrscheinlich.

M. N. Wien. Wir dürfen keinen Präcedenzfall schaffen.

B. Berlin. Unverständlich.

F. L. in N. Sie können den gewünschten Schnitt im Papiermodell gegen Einsegnung von 10 Sgr. direct von der Expedition des Bazar, Enkeplatz Nr. 4, beziehen. Nur wollen Sie nicht vergessen, Ihre genaue Adresse anzugeben.

Abonnentin in Oberungarn. Wir empfehlen Ihnen bei der Einrichtung Ihrer Arbeitsschule für Mädchen als die zweidmlichsten Leitfaden und Rathgeber: „Die Schulen der weiblichen Handarbeit“, von Dr. Georgens, Berlin, im Verlage von Stange, und das „Stichmuster-Album“ aus der Hamburger Gewerbeschule für Mädchen, Verlag von Nestler und Welle in Hamburg. Von der Frauenaarbeitschule in Reutlingen, die Ihnen als



Musteranstalt dienen kann, bringt eine der nächsten Nummern eine kurze Schilderung ihrer Einrichtung und Erfolge; außerdem nennen wir Ihnen noch die Arbeitsschulen des Frauenerwerbsvereins in Wien und Kassel, und dürfen Sie nur an den Vorstand dieser Anstalten schreiben, der Ihnen bereitwilligst Auskunft ertheilen und die lehrreichen Jahresberichte übersenden wird.

K. in W. Humoristische Scherze, verwendbar bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten, finden sich in Ed. Wallner's Sammlung (verlegt von Otto Zanke in Berlin), die Sie in jeder Buchhandlung erhalten können. Die zweite Frage wird Ihnen an anderer Stelle beantwortet werden.

Schneeglöckchen aus der Weichselniederung; Maasliebchen im Niesengebirge; Mathes S. jun. in Wien; K. C. So liebenswürdig Ihre Anträge und Einwendungen sind, so hat der Bazar bei der Stoffüberfülle leider keine Verwendung dafür.

Plauderstündchen. Auf unserem Büchertisch haben sich im Laufe der Tage so viele Bände und Bändchen beschender wie unterhaltender Gattung angesammelt, daß wir uns begnügen müssen, sie namhaft zu machen. Im Verlage von J. J. Weber, dem wir die trefflich redigirte, immer reichhaltige und interessante Leipziger Illustrierte Zeitung verdanken, erschienen während der letzten Wochen: „Der Charakter“ von Samuel Emler, Deutsche autor. Ausgabe von Fr. Steger; sowie eine neue (neunte!) Auflage des berühmten Prachtwerkes: Das Thierleben der Alpenwelt von F. von Eschsch. Seine dritte Auflage erlebte unseres verehrten Mitarbeiters Rudolf Gottschall: „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“, 4 Bände, ein Werk, das jedem Literaturfreund unentbehrlich werden wird; die Fülle des Materials ist erstaunlich, die Behandlung immer gewissenhaft, geistvoll und schön in der Form. — Von Anderen unserer geehrten Mitarbeiter haben wir neue Romane zu verzeichnen; des genialen Freiherrn von Vibra: „Die Kinder der Gauer“ (2 Bände); ferner „Krieg und Frieden“ von Levin Schüding; „Der rothe Fackel“ und „Nach uns die Sündfluth“ von Max von Schlägel. Die Werke der beiden letzteren Autoren erschienen mit „Robespierre“ von Karl Wartenburg, „Der Lebensretter“ von Ulrich Vandiffin, „Im Labrinth der Seele“ von Adolf Palm in Günther's Bibliothek deutscher Original-Romane. — Rich. Schmidt-Cabanis hat seine humorvollen Romane in zwei Bänden „Allelei Humore“ (Verlag von Otto Zanke, Berlin) gesammelt. Eufemia von Kudriaffsky „Die Wohlgerüche“; Armin di Miranda „Feldpostbriefe eines Fünfundwanzigers“. — Aufmerksamster Leser in D. Die Dame war des Genannten erste Gattin und war es

auch noch in dem Jahre, als der zwölfte Band des Meyer'schen Conversationslexicons mit dem bez. Artikel erschien. Später erfolgte Scheidung und von seiner Seite zweite Verheirathung. — Oswald. Wir kommen Ihrem Wunsche und gewiß auch dem vieler Anderen nach, die ausführlich Kenntniß von dem Lebensgange Emil Devrient's nehmen wollen, indem wir (außer auf den in dieser Nummer gebrachten Artikel) auf die von Dr. Emil Renschle verfaßte Biographie des Betreffenden verweisen, die 1868 in Dresden bei Weinhold erschienen ist. — 1. Zwei Landpomeranzen in der N. L., 2. Irma in Ungarn und 3. Abonnentin seit 58: Wenn wir nicht zu spät kommen, so empfiehlt Buchhandlung Späth (Berlin, Königsstraße 52) für Ihre Zwecke: 1. Davidis, die Hausfrau. Kraft. Anleitung zur selbstständigen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen (statt 1 Thlr. 15 Sgr. nur 1 Thlr.); Wilhelm, die musterhafte ökonom. Wirthschafterin (statt 1 Thlr. 20 Sgr. nur 1 Thlr. 12 Sgr.); 2. Stooz, das Königreich Ungarn (statt 1 Thlr. 20 Sgr. nur 1 Thlr. 15 Sgr.); Schwab, Land und Leute: Ungarn (1865) (statt 2 Thlr. nur 1 Thlr. 24 Sgr.); Kohl, Reisen in Ungarn. 2 Abthlg. 1842. (statt 5 Thlr. 20 1/2 Sgr. nur 4 Thlr. 18 1/2 Sgr. — 3. Knauth, Glückwunschklein u. c. für das Alter von 4—14 Jahren (10 Sgr.); Szwykowski, Gratulationsschatz (17 1/2 Sgr.). — G. C. in G. und Abonnentin im Böhmerwalde. S. Klemm's „Neueste Schule der Damenschneiderei“ ist durch jede in- und ausländische Buchhandlung zu beziehen und kostet 2 Thlr. — Hier Maßliebchen in ... Nicht Sie diese Fragen gefälligst an das Schickal. — Alma von M. Unter Rebuskünstler hat infolge Ihres liebenswürdigen Schreibens sich eithlich verpflichtet, eifriger zu sein. — Tignabruach. Die Route wurde zu oft beschrieben, so daß wir auf Abdruck verzichten müssen, trotzdem wir Ihre Schilderung mit ungleich mehr Vergnügen lasen, als die meisten anderen. — Teodorowna. Bieleicht bietet sich bald Gelegenheit, Porträt und Biographie der Dame zu bringen. — Dankbare. Unbestellbar! Wir bitten um Ihre Adresse, um Ihnen Brief zurückzuschicken. — G. von S. in Düsseldorf. Im Bazar? Uns nicht erinnerlich. — A. B. C. in Livland. Entschiedene Begabung! Wir bitten um Mehr. — Henriette von W. Die Strophe ist von Claudius. — Ungarn. Soviel wir wissen, ist der Roman bereits überlegt. — Junges Mädchen in Ratibor. Bieleicht.

Notiz.

Wir bringen unseren freundlichen Leserinnen für den Weihnachtstisch den **Bazar-Almanach für 1873**, ein elegantes Bademeum in Hoch-Quart-Format, 7 bis 8 Bogen stark, dessen ungemein reichen, mannichfaltigen und in jeder Beziehung interessanten Inhalt wir in nächster Nummer mittheilen werden. Alles ist Original d. h. für den Almanach geschrieben und gezeichnet. Von vielen Seiten wurde uns der Wunsch ausgesprochen, alljährlich etwas für den Weihnachtstisch unserer Damen zu bringen und machen wir in diesem Jahr den ersten Versuch damit. Neben dem Praktischen, für das Haus und die Toilette bestimmten Inhalte, haben wir auch dem unterhaltenden Theile besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das elegant mit etwa 100 Illustrationen geschmückte Buch erscheint am 1. November d. J. und ist für den Preis von 15 Sgr. durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. — Dem Werthen ist am Schluß ein **General-Anzeiger** beigelegt, der unsern Leserinnen die Adressen der Fabrikanten und Verkäufer bringt, welche in irgend einer Branche der Mode, der Hauswirthschaft und der Toilette Hervorragendes, Neues und Praktisches geleistet haben. Für die betreffenden Geschäftsinhaber bemerken wir noch, daß Inserate für den Bazar-Almanach für den Preis einer 1/2 Seite 5 Thlr., einer 1/4 Seite 8 1/2 Thlr., einer 1/2 Seite 16 Thlr., einer ganzen Folioseite 30 Thlr. von dem Annoncen-Bureau des Herrn N. Woffe in Berlin, Gr. Friedrichstraße 66, bis 15. October d. J. entgegengenommen werden.

Die Administration des Bazar in Berlin, Enkeplatz 4.

